-HEIMAT-

KALENDER DES KREISES ROSENBERG O/S

1930

GEORG SKORUPPA.

Schnelle

zuverlässige

Das Blatt des Rosenbergers

in Stadt und Kreis

heißt:

„Allgemeiner Anzeiger

für Rosenberg und Umgebung"

(Druck: A. Jaschke's Nachf.)

Es ist

die einzige in Rosenberg gedruckte Zeitung

und hat, schon aus diesem Grunde, in fast **jede** hier ansässige Familie Eingang gefunden. Infolgedessen ist der **„Allgemeine Anzeiger"** auch

die bei weitem gelesenste Zeitung.

Und das wiederum sichert ihm

einen ständigen Inserentenkreis.

Daher ist sein Abonnement für **jeden** Geschäftsmann in Stadt und Kreis Rosenberg eine unerläßliche **Pflicht** und – schon in eigenstem Interesse – nur zu empfehlen.

Hinzu kommt, daß der **„Allgemeine Anzeiger"** bereits seit seinem Bestehen

amtliches Publikationsorgan

ist.

Unterstützen Sie das **einheimische** Gewerbe!
Lesen Sie **keine auswärtigen** Zeitungen, sondern
bestellen Sie noch heute den

„Allgemeinen Anzeiger

für Rosenberg und Umgebung"

bei Ihrem Briefträger!

pünktliche

Vertheilung

Heimat-Kalender des Kreises Rosenberg OS.

1930

X-6552
4082/II
/1930
137431 II
Stan Wallis

Herausgegeben von der

Arb.-Gem. für Heimaterforschung des Kreises Rosenberg OS.

Schriftleitung: Hauptlehrer Wilk, Paulsdorf.

Dem Redaktionsausschuß gehören außer dem Herausgeber, Hauptlehrer Wilk in Paulsdorf an: Schulrat Dwucet in Rosenberg, 1. Lehrer Gebel in Wendrin, Lehrer Krzuk in Jamm und Lehrer Schäfer in Alt-Rosenberg (Vors. des Kreislehrerrats)

Druck und Verlag: A. Jaschke Nachf., Rosenberg OS.

BIBLIOTEKA ŚLĄSKA

6522/57
137431 II
4082. 1930 II

Dem „Rosenberger Heimatkalender" zu seinem fünften Erscheinen

zum Geleit!

Im Zeitalter der Technik, da der moderne Mensch mit Kraftfahrzeug, mit Flugapparat und Luftschiff, mit D-Zug und Ozeanriesen seinen Planeten Erde zu bezwingen und beherrschen sucht, da die menschliche Kultur bedeutsame Höhepunkte zu erringen scheint, da entfernt er sich sehr oft immer mehr von der ihm nahestehenden wahren, echten Natur; er wird der Natur entfremdet, er kennt sie nicht mehr. Achtlos, empfindungslos geht der Mensch der Überkultur an den Schönheiten und Werken der Natur vorüber. Und es ist nun einmal so im menschlichen Leben, daß nur Liebe und Achtung einem Wesen die richtige und nötige Bedeutung und Pflege zukommen lassen. Nur ein verschwindend kleiner Teil unserer heutigen Menschen kennt die Natur und ihre Organismen, die Blumen und Tiere und Steine. — Achtlos wird eine zarte Blüte zerpflückt, herzlos wird ein unschuldiges Tier getreten, ahnungslos wird ein wertvoller Steinbruch, in welchem Uferschwalben nisten, zerstört, Sand- und Kiesberge, die die Zusammensetzung einer natürlichen, sich selbst überlassenen Pflanzenwelt zeigen, abgetragen.

Warum geschieht dies? Nun, man kennt diese Geschöpfe und Gebilde nicht, man kann sie daher nicht lieben und achten, es läßt sich ja auch kein Geld damit verdienen. Ja, für diese krassen Materialisten haben die Naturgebilde wahrhaftig keine Bedeutung. Wie aber steht es mit den Menschen mit tiefem Gemüt, mit zarter Seelenfühlung? O, wenn du auf unseren Hügeln stehst und schaust die bezaubernde Schönheit der vor dir liegenden Landschaft, wenn du auf blumiger Wiese oder im herrlichen Laubwald auf dem Boden die zarten Blütenaugen der schönsten Blumen bewunderst, wenn du den herrlichen Weisen der gefiederten Sänger aufmerksam Beachtung schenkst, wenn du schon einmal die Entwicklung einer Libelle, eines Käfers oder Schmetterlings beobachtet hast, — dann wirst du geahnt haben, was die liebe Natur dir ist. In solchen Feierstunden erkennst du die wunderbare Schöpfermacht Gottes.

Wie wenige Menschen geben sich auch die Mühe, das geschichtliche Werden der Heimat kennenzulernen und dadurch zum Verständnis der gegenwärtigen Zustände zu gelangen! Die unendlich große Bedeutung der Heimatkenntnis erkannt zu haben, ist das Verdienst der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung und Heimatpflege deines Kreises. Sie hat sich zur Aufgabe gemacht, unsere von der Kultur bedrohten Pflanzen, Tiere, Hügel, Steinbrüche, Moore, Teiche, Laubwälder, Vogelgehölze zu schützen und zu erhalten, Achtung und Liebe zu diesen Geschöpfen zu wecken und sie vor der Vernichtung zu bewahren und dadurch teilzunehmen an der Erziehung der Menschheit.

U. Wallis.
Świętochłowice.
6.12.57. 132,- N
R. 1926, 1928, 1930, 1935,

Gerade in heutiger Zeit haben wir es so dringend nötig, uns zur Natur, zur Heimat zurückzufinden. So wie vor reichlich 100 Jahren, als unser Vaterland unter dem Druck des welschen Korsen schmachtete, die Gebrüder Grimm die Kinder- und Hausmärchen sammelten und dadurch den Grund legten zur Besinnung auf deutsche Art und deutsches Wesen, wie der oberschlesische Dichter Eichendorff durch seine herrlichen Lieder vom deutschen Walde, dessen bezaubernde Schönheit er in seiner oberschlesischen Heimat mit Entzücken empfunden hatte, dem Volke erst die Augen öffnete für die Schönheiten der deutschen Heimat, wie das deutsche Volk nun wieder Wurzel faßte im heimatlichen Boden und daraus die Kraft sog zu seiner Erhebung und Befreiung, zu neuem ruhmreichen Aufstieg, so möge auch unser Heimatkalender dazu beitragen, uns durch Heimatkenntnis zur Heimat- und Vaterlandsliebe zu führen, uns im Heimatboden wurzeln zu lassen, daß uns daraus die Kraft erwachse zu neuem Aufstieg, daß die Sonne des Glücks wieder strahle über unserer lieben Heimat, über unserem lieben Vaterlande. Dazu wollen wir uns alle vereinen und mit gemeinsamen Kräften arbeiten.

So gehe nun, du lieber Heimatkalender, hinaus in jede Familie, in jedes Haus! Mögen von dir Ströme des Segens ausgehen! Dazu rufen wir dir zu:

Glück auf!

Arbeitsgemeinschaft für Heimaterforschung

Wilk, Hauptlehrer.

Landw. Kreisverein. v. Aulock, Rittergutsbesitzer.

Medizinalrat. Dr. Balzer.

Oberschles. Bauernverein. Bauer, Kreisdeputierter.

Höhere Knaben- und Mädchenschule. Bick, Stud.-Assessor.

Kath. Geistlichkeit. Böhm, Geistl. Rat.

Schulrat. Dwucet.

Staatl. Aufbauschule. Dr. Engel, Studiendirektor.

Rosenberger Forstbeamtenverein. Lewandowski.

Landbund. Baron v. Reiswitz.

Landrat. Strzoda.

Kreislehrerrat. Schäfer, Lehrer.

Landwirtschaftsschule und Wirtschaftsberatungsstelle. Scheja, Direktor.

Ev. Geistlichkeit. Setowski, Pastor.

Bürgermeister. Dr. Bieweger.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Vorwort	2
2.	Vom Kalender	17
3.	Dem Schriftleiter	19
4.	Biographie Wilk	20
5.	Das Stadtgebiet von Rosenberg	23
6.	Wasserburg in Paulsdorf	25
7.	Die Rosenberger Kreisbahn	27
8.	Erzpriester Strauß	31
9.	Felix Rendschmidt	32
10.	Geschichte Landsberg	33
11.	Die kath. Kirche in Gr.-Lassowitz	35
12.	Die evangel. Kirche in Gr.-Lassowitz	38
13.	Der Einsiedler von St. Anna	40
14.	Die kath. Kirche in Kudoba	41
15.	Transferierung der Kirche Zembowitz	43
16.	Vor hundert Jahren	45
17.	Agrarverhältnisse im Rosenberger Kreise	47
18.	Vor 60 Jahren und heut	56
19.	Rosenberger Bauernhochzeit	59
20.	Ehekontrakt v. 1808	60
21.	Frostschäden	61
22.	Himmelsfalter	64
23.	Staudenjahr	65
24.	Untersuchung der Moore	69
25.	Uschützer Moor	70
26.	Moderne Fischzucht	73
27.	Schnee- und Eissport	75
28.	Skifahrt im Rosenberger Land	77
29.	Die ist kuriert	78
30.	Waffeleisen	80
31.	Das verlorene Paradies	82
32.	Was Jahrmarktsleute erzählen	85
33.	Tagung in Alt-Rosenberg	87
34.	Zoologische Lehrgang	89

31 Tage

Januar

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
		1. Woche. Kath.: Die Beschneidung Jesu Luk. 2, 21. — Ev.: Der Jesusname. Luk. 2, 21.						
1	M	Beschn. Christi	Neujahr	8.14	15,54	9,49	16,53	
2	D	Makarius	Abel, Seth	8.13	15,55	10,17	18,05	
3	F	Genovefa	Enoch	8.13	15,56	10,36	19,18	
4	S	Titus	Methusalem	8.13	15,57	10,51	20,32	
		2. Woche. Kath.: Die Rückkehr aus Aegypten. Matth. 2, 19—23. — Ev.: Die Flucht nach Aegypten. Matth. 2, 13—23.						
5	S	S. n. Neujahr	n. Neujahr	8 13	15,59	11,04	21,44	
6	M	Hl. 3 Könige	Epiphanias	8.12	16,00	11,14	22,57	
7	D	Lucian	Julian	8.12	16,01	11,25	–	
8	M	Severinus	Erhard ☽	8.11	16,03	11,37	0,11	
9	D	Julian	Beatus	8.11	16,04	11,49	1,30	
10	F	Agathon	Paul. Einsiedl.	8.10	16,05	12,05	2,51	
11	S	Hyginus	Hyginus	8.10	16,07	12,29	4,19	
		3. Woche. Der zwölfjährige Jesus. Luk. 2, 41—52.						
12	S	1. n. Ersch.	1. n. Epiphan.	8.09	16,08	13,03	5,48	
13	M	Gottfried	Hilarius	8.08	16,10	13,54	7,13	
14	D	Felix	Felix ♌	8.07	16,11	15,09	8,20	
15	M	Maurus	Maurus	8.07	16,13	16,39	9,05	
16	D	Marcellus	Marcellus	8.06	16,15	18,15	9,37	
17	F	Antonius	Antonius	8.05	16,16	19,49	9,58	
18	S	Petri Stuhlf.	Priska	8.04	16,18	21,18	10,13	
		4. Woche. Hochzeit zu Kana. Johannes 2, 1—11.						
19	S	2. n. Ersch.	2. n. Epiphan.	8.03	16,20	22,41	10,27	
20	M	Fabian, Sebast.	Fabian, Sebast	8.02	16,21	–	10,39	
21	D	Agnes	Agnes ♍	8.00	16,23	0,02	10,50	
22	M	Vincentius	Vincentius	7.59	16,25	1,21	11,05	
23	D	Emerentiana	Emerentiana	7.58	16,27	2,39	11,20	
24	F	Timotheus	Timotheus	7.57	16,28	3,56	11,41	
25	S	Pauli Bekehrg.	Pauli Bekehrg.	7.56	16,30	5,09	12,11	
		5. Woche. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1—13.						
26	S	3. n. Ersch.	3. n. Epiphan.	7.54	16 32	6,16	12,49	
27	M	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.	7.53	16,34	7,09	13,41	
28	D	Karl d. Gr.	Karl	7.51	16,36	7,50	14,44	
29	M	Franz v. Sales	Valerius ♏	7.49	16,38	8,20	15,54	
30	D	Martina	Adelgund	7.48	16,39	8,42	17,07	
31	F	Petr. Nolasc.	Vigilius	7.47	16,41	8,58	18,22	

Wetterregeln. Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Januar warm, daß Gott erbarm. — Die Neujahrsnacht still und klar, deutet auf ein gutes Jahr. — Sankt Pauli Sonnenschein bringt Frucht und Wein. — Wenn's Gras wächst im Januar, wächst es schlecht durchs ganze Jahr.

28 Tage

Februar

28 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	S	Ignatius	Brigitte	7,45	16,43	9,11	19,34	
		6. Woche. Die Stillung des Sturmes. Matth. 8, 23—27.						
2	S	4. n. Ersch.	4. n. Epiphan	7,43	16,45	9,23	20,47	
3	M	Blasius	Blasius	7,42	16,47	9,34	22,00	
4	D	Andreas Corsi.	Veronika	7,40	16,49	9,44	23,15	
5	M	Agatha	Agatha	7,38	16,51	9,55	–	
6	D	Dorothea	Dorothea ☽	7,37	16,53	10,09	0,34	
7	F	Romuald	Richard	7,35	16,55	10,28	1,56	
8	S	Joh. v. Matha	Salomon	7,33	16,56	10,56	3,23	
		7. Woche. Unkraut unter dem Weizen. Matt 24—30.						
9	S	5. n. Ersch.	5. n. Epiphan.	7,31	16,58	11,36	4,47	
10	M	Scholastika	Scholastika	7,29	17,00	12,37	6,00	
11	D	Desiderius	Euphrosyna	7,27	17,02	13,59	6,55	
12	M	Eulalia	Eulalia	7,25	17,04	15,34	7,33	
13	D	Benignus	Benignus ☺	7,24	17,06	17,11	7,59	
14	F	Valentinus	Valentinus	7,22	17,08	18,44	8,16	
15	S	Faustinus	Faustinus	7,20	17,10	20,13	8,30	
		8. Woche Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1—16.						
16	S	Septuagesima	Septuagesima	7,18	17,12	21,38	8,44	
17	M	Donatus	Konstantia	7,16	17,14	23,01	8,56	
18	D	Simeon	Konkordia	7,14	17,16	–	9,09	
19	M	Gabinus	Susanna	7,12	17,18	0,23	9,24	
20	D	Eleutherius	Eucherius ☾	7,09	17,20	1,42	9,44	
21	F	Eleonora	Eleonora	7,07	17,21	2,58	10,10	
22	S	Petri Stuhlf.	Petri Stuhlf.	7.05	17,23	4,08	10,45	
		9 Woche. Vom Säemann. Lukas 8, 4—15.						
23	S	Sexagesima	Sexagesima	7,03	17,25	5,07	11,33	
24	M	Matthias	Matthias	7,01	17,27	5,52	12,32	
25	D	Walburga	Victorinus	6,59	17,29	6,25	13,41	
26	M	Alexander	Nestor	6,57	17,31	6,48	14,55	
27	D	Leander	Leander	6,54	17,32	7,06	16,09	
28	F	Romanus	Justus ☽	6,52	17,34	7,19	17,23	

Wetterregeln. Geht die Sonn' am Fastnachtdienstag frühe auf, gedeiht die Saat, merk wohl darauf. — Auf Sankt Peters Fest sucht der Storch sein Nest. — Wenns der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht. — Sankt Dorothee (6. Februar) bringt den meisten Schnee. — Im Februar muß die Lerch' auf die Heid', mag es sein lieb oder leid. — Leuchten in der Fastnacht viel Sterne, legen die Hennen gerne. — Eiszapfen um Fastnacht dem Flachs lange Zöpf' macht.

31 Tage

März

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	S	Albinus	Albinus	6,50	17,35	7,31	18,37	
		10. Woche. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luk. 18, 31—43.						
2	S	Quinquag.	Estomihi	6,48	17,38	7,42	19,50	
3	M	Kunigunde	Kunigunde	6,46	17,40	7,52	21,05	
4	D	Fastn. Kasimir	Fastn. Adrian	6,43	17,42	8,03	22.23	
5	M	Aschermittwoch	Aschermittwoch	6,41	17,44	8,16	23,45	
6	D	Perpetua	Fridolin	6,39	17,46	8,32	–	
7	F	Thom. v. Aquin.	Felicitas	6,36	17,48	8,55	1,09	
8	S	Johann de Deo	Philemon ☽	6.34	17,49	9,28	2,32	
		11. Woche. Christi Versuchung. Matth. 4, 1—11.						
9	S	1. Fastensonntg.	1. Invocavit	6,32	17,51	10,20	3,48	
10	M	40 Märtyrer	Henriette	6,29	17,53	11,32	4,49	
11	D	Eulogius	Rosina	6,27	17,55	12,58	5,31	
12	M	Quatember	Quatember	6,25	17,56	14,33	5,59	
13	D	Euphrasia	Ernst	6,23	17,58	16,07	6,19	
14	F	Mathilde	Zacharias ♀	6,20	18,00	17,38	6,35	
15	S	Longinus	Christoph	6,18	18,02	19,05	6,48	
		12. Woche. Kath.: Die Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9. — Ev.: Das kananäische Weib. Matth. 15, 21—28.						
16	S	2. Fastensonntg.	2. Reminiscere	6,16	18,03	20,31	7,01	
17	M	Gertrud	Gertrud	6,13	18,05	21,56	7,13	
18	D	Cyrillus	Anselmus	6,11	18,07	23,20	7,27	
19	M	Joseph	Joseph	6,09	18,09	–	7,45	
20	D	Joachim	Hubert	6,06	18,10	0,41	8,08	
21	F	Benediktus	Benediktus	6,04	18,12	1,55	8,39	
22	S	Octavian	Kasimir ☾	6,01	18,14	3,00	9,23	
		13. Woche. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luk. 11, 14—23.						
23	S	3. Fastensonntg.	3. Oculi	5,59	18,16	3,51	10,19	
24	M	Gabriel	Gabriel	5,57	18,17	4,28	11,26	
25	D	Maria Verk.	Maria Verk.	5,54	18,19	4,54	12,39	
26	M	Ludger	Emanuel	5,52	18,21	5,13	13,53	
27	D	Rupert	Rupert	5,50	18,23	5,28	15,08	
28	F	Guntram	Malchus	5,47	18,24	5,39	16,22	
29	S	Eustasius	Eustasius	5,45	18,26	5,51	17,37	
		14. Woche. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1—15.						
30	S	4. Fastensonntg.	4. Lätare ♂	5,42	18,28	6,01	18,52	
31	M	Balbina	Amos	5,40	18,30	6,11	20,10	

Wetterregeln. Willst Gerste, Erbsen, Zwiebeln dick, so sä' sie an Sankt Benedikt (21. März). — Die Witterung an 40 Märtyrer soll vierzig Tage anhalten. — Märzenstaub bringt Gras und Laub. — Karfreitags Regen, Gottes Segen.

30 Tage

April

30 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	D	Hugo	Theodora	5.38	18,31	6,23	21,32	
2	M	Franz v. Paul.	Theodosia	5.35	18,33	6,38	22,56	
3	D	Richard	Christian	5.33	18,35	6,59	–	
4	F	Isidorus	Ambrosius	5.31	18,37	7,29	0,21	
5	S	Vincenzius F.	Maximus	5,28	18,38	8,13	1,40	
		15. Woche. Wer kann mich einer Sünde zeihen? Joh. 8, 46—59.						
6	S	Passionssonntag	5. Judica ☽	5 26	18,40	9,17	2,45	
7	M	Hermann	Cölestin	5.24	18,42	10,38	3,31	
8	D	Albert	Liborius	5.22	18,44	12,08	4,03	
9	M	Maria Kleoph.	Bogislaus	5.19	18,45	13,40	4,25	
10	D	Ezechiel	Daniel	5.17	18,47	15,09	4,41	
11	F	Leo der Große	Hermann	5.15	18,49	16,36	4,54	
12	S	Julius	Julius	5.12	18,50	18,01	5,07	
		16. Woche. Christi Einzug in Jerusalem. Matth 21, 1—9.						
13	S	Palmsonntag	Palmarum ☺	5.10	18,52	19,27	5,19	
14	M	Tiburtius	Tiburtius	5.08	18,54	20,52	5,32	
15	D	Anastasia	Olympiades	5.06	18,56	22,16	5,47	
16	M	Drogo	Carisius	5.03	18,57	23,35	6,07	
17	D	Gr. Donnerstag	Gr. Donnerstag	5.01	18,59	–	6,36	
18	F	Karfreitag	Karfreitag	4.59	19,01	0,46	7,14	
19	S	Karsamstag	Hermogenes	4.57	19,03	1,44	8,06	
		17. Woche. Die Auferstehung des Herrn. Mark. 16, 1—8.						
20	S	Heil. Osterfest	Heil. Osterf. ☾	4.55	19,04	2,27	9,09	
21	M	Ostermontag	Ostermontag	4.53	19,06	2,58	10,21	
22	D	Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	4.50	19,08	3,19	11,35	
23	M	Georg	Georg	4.48	19,10	3,35	12,50	
24	D	Adalbert	Albert	4.46	19,11	3,47	14,03	
25	F	Schutzf. hl. Jos.	Markus Ev.	4.44	19,13	3,58	15,18	
26	S	Kletus	Kletus	4.42	19,15	4,09	16,32	
		18. Woche. Friede sei mit euch. Joh. 20, 19—31.						
27	S	Weißer Sonntg.	1. Quas.	4,40	19,17	4,20	17 50	
28	M	Vitalis	Vitalis ♍	4,38	19,18	4,30	18,12	
29	D	Petrus Märt.	Sibylla	4,36	19,20	4,44	20,36	
30	M	Kath. v. Siena	Eutropius	4,34	19,22	5,03	22,04	

Die Juden feiern ihr Passahfest am 13. und 14., das siebente Passahfest am 19. und Passahende am 20. April.

Wetterregeln. Sankt Georg und Marks (23. und 25. April) drohen noch viel Arg's; sind die Reben an Georgi noch blutt und blind, soll sich freuen Mann, Weib und Kind; so lange die Frösche vor Marks Konzerte veranstalten, so lange müssen sie nachher das Maul halten. — Dürrer April ist nicht des Bauerns Will', Aprilregen ist ihm gelegen. — Wen der März nicht will, den holt der April

31 Tage

Mai

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	D	Philipp., Jakob.	Philipp., Jakob.	4.32	19.23	5.30	23.29	
2	F	Athanasius	Sigismund	4.30	19.25	6.10	—	
3	S	Kreuz. Erfind.	Kreuz. Erfind.	4.28	19.27	7.08	0.39	
		19. **Woche.** Der gute Hirte. Joh. 10, 12—16.						
4	S	2. n. Ostern	2. Mis. Dom.	4.26	19.29	8.26	1.32	
5	M	Pius V	Gotthard	4.24	19.30	9.52	2.08	
6	D	Joh. v. d. Pforte	Dietrich	4.22	19.32	11.22	2.32	
7	M	Stanislaus	Gottfried	4.20	19.34	12.51	2.49	
8	D	Michael. Ersch.	Stanislaus	4.19	19.35	14.18	3.02	
9	F	Gregor	Hiob	4.17	19.37	15.41	3.14	
10	S	Antonius	Gordian	4.15	19.38	17.04	3.26	
		20. **Woche.** Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—23.						
11	S	3. n. Ostern	3. Jubilate	4.13	19.40	18.27	3.38	
12	M	Pankratius	Pankratius	4.12	19.42	19.51	3.52	
13	D	Servatius	Servatius	4.10	19.43	21.13	4.10	
14	M	Bonifacius	Christian	4.09	19.45	22.29	4.35	
15	D	Sophia	Sophia	4.07	19.46	23.34	5.08	
16	F	Joh. v. Nep.	Peregrinus	4.05	19.48	—	5.55	
17	S	Ubaldus	Jodokus	4.04	19.49	0.23	6.54	
		21. **Woche.** Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—15.						
18	S	4. n. Ostern	4. Cantate	4.02	19.51	0.58	8.04	
19	M	Petr. Cölestin	Potentiana	4.01	19.52	1.23	9.17	
20	D	Bernhardin	Anastasius	4.00	19.54	1.41	10.31	
21	M	Felix	Prudens	3.58	19.55	1.54	11.45	
22	D	Julia	Helena	3.57	19.57	2.06	12.58	
23	F	Desiderius	Desiderius	3.56	19.58	2.16	14.11	
24	S	Johanna	Esther	3.54	20.00	2.27	15.27	
		22. **Woche.** Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 23—33.						
25	S	5. n. Ostern	5. Rogate	3.53	20.01	2.37	16.47	
26	M	Philipp Neri	Eduard	3.52	20.02	2.49	18.10	
27	D	Beda	Ludolf	3.51	20.04	3.06	19.38	
28	M	Wilhelm	Wilhelm	3.50	20.05	3.29	21.06	
29	D	Himmelfahrt	Himmelfahrt	3.49	20.06	4.04	22.26	
30	F	Felix	Wigand	3.48	20.08	4.57	23.27	
31	S	Petronilla	Petronilla	3.47	20.09	6.10	—	

Wetterregeln. Um Philipp und Jakobi (1. Mai) sind die größten Wetter und gedeihen die besten Linsen; Philipp und Jakobi — viel Frit i, wenig hob i. — An Urbani säe Flachs und Hanf. — Danket St. Urban dem Herrn, er bringt dem Getreide den Kern. — Nasse Pfingsten, leere Weihnachten; helle Pfingsten, magere Weihnachten Maikäferjahr ein gutes Jahr. — Lassen die Frösche sich hören mit Knarren, wirst du nicht lange auf Regen harren.

30 Tage

Juni

30 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
		23. Woche. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16,4						
1	S	6. n. Ostern	6. Exaudi	3,46	20,10	7,37	0,09	
2	M	Erasmus	Marcellinus	3,45	20,11	9,08	0,37	
3	D	Klotilde	Erasmus ☽	3,44	20,12	10,39	0,56	
4	M	Quirinus	Carpasius	3,43	20,13	12,06	1,11	
5	D	Bonifacius	Bonifacius	3,43	20,14	13,28	1,23	
6	F	Norbert	Benignus	3,42	20,15	14,49	1,35	
7	S	Robert	Lukretia	3,42	20,16	16,11	1,45	
		24. Woche. Der Tröster. Joh. 14, 23—31.						
8	S	Pfingstfest	Pfingstfest	3,41	20,17	17,33	1,59	
9	M	Pfingstmontag	Pfingstmontag	3,41	20,18	18,55	2,15	
10	D	Margareta	Onuphrius	3,40	20,19	20,12	2,36	
11	M	Quat. Barnab.	Quat. Barnab. ☺	3,40	20,19	21,21	3,06	
12	D	Basilides	Basilides	3,39	20,20	22,17	3,48	
13	F	Anton v. Padua	Tobias	3,39	20,21	22,57	4,42	
14	S	Basilius	Elisäus	3,39	20,21	23,26	5,49	
		25. Woche. Kath.: Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20. Ev.: Gespräch mit Nikodemus. Joh. 3, 1—15.						
15	S	Dreifaltigkeit	Trinitatis	3,39	20,22	23,45	7,01	
16	M	Benno	Justina	3,39	20,22	—	8,15	
17	D	Adolf	Volkmar	3,39	20,23	0,00	9,29	
18	M	Mark. u. Marc.	Arnulf	3,39	20,23	0,13	10,41	
19	D	Fronleichnam	Gerv., Protas. ☾	3,39	20,23	0,23	11,53	
20	F	Silverius	Silverius	3,39	20,24	0,33	13,06	
21	S	Aloysius	Albanus	3,39	20,24	0,44	14,23	
		26 Woche. Kath.: Das große Abendmahl. Luk. 14, 16—24. Ev.: Der reiche Mann und der arme Lazarus. Luk 16, 19—31						
22	S	2. n. Pfingsten	1. n. Trinitatis	3,39	20,24	0,54	15,42	
23	M	Edeltrud	Basilius	3,39	20,24	1,08	17,07	
24	D	Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer	3,40	20,24	1,29	18,36	
25	M	Prosper	Elogius	3,40	20,24	1,57	20,02	
26	D	Joh. u. Paul	Jeremias ◍	3,40	20,24	2,42	21,12	
27	F	Herz-Jesu-Fest	Sieben Schläfer	3,41	20,24	3,47	22,03	
28	S	Leo II P.	Leo II P.	3,41	20,24	5,12	22,38	
		27. Woche. Kath.: Jesus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 1—10. Ev.: Das große Abendmahl. Luk. 14, 16—24.						
29	S	3. n. Pfingsten	2. n. Trinitatis	3,42	20,24	6,46	23,01	
30	M	Pauli Gedächtn.	Pauli Gedächtn.	3,42	20,24	8,20	23,17	

Die Juden feiern ihr Wochenfest am 2. und 3. Juni

Wetterregeln. Nach Sankt Veit ändert sich die Zeit, alles geht auf die andere Seit'. — Wie der Holder blüht, blühen die Reben; blühen sie im Vollmondschein, gibt's einen guten Wein.

31 Tage

Juli

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	D	Theobald	Theobald	3.43	20,24	9,49	23,30	
2	M	Maria Heimf.	Maria Heimf.	3.44	20,23	11,16	23,42	
3	D	Hyacinth	Kornelius ☽	3.44	20,23	12,38	23,54	
4	F	Ulrich	Ulrich	3.45	20,22	14,00	–	
5	S	Numerianus	Anſelmus	3,46	20,22	15,22	0,06	
		28. Woche. Kath.: Petri Fiſchzug. Luk. 5, 1—11. — Ev.: Jeſus nimmt die Sünder an. Luk. 15, 1—10.						
6	S	4. n. Pfingſten	3. n. Trinitatis	3 47	20,21	16,42	0,21	
7	M	Willibald	Willibald	3.48	20,21	18,00	0,41	
8	D	Kilian	Kilian	3.49	20,20	19,12	1,08	
9	M	Cyrillus	Cyrillus	3.50	20,19	20,12	1,44	
10	D	Sieben Brüder	Sieb. Brüder ☺	3.51	20,19	20,56	2,35	
11	F	Pius	Pius	3.52	20,18	21,28	3,37	
12	S	Joh. Gualbert	Heinrich	3.53	20,17	21,50	4,48	
		29. Woche. Kath.: Die beſſere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24. — Ev.: Seid barmherzig. Luk. 6, 36—42.						
13	S	5. n. Pfingſten	4. n. Trinitatis	3.54	20,16	22,07	6,02	
14	M	Bonaventura	Bonaventura	3.55	20,15	22,19	7,16	
15	D	Apoſt. Teilg.	Apoſt. Teilg.	3.56	20,14	22,30	8,28	
16	M	Skapulierfeſt	Ruth	3.57	20,13	22,40	9,40	
17	D	Alexius	Alexius	3.59	20,12	22,51	10,51	
18	F	Friedericus	Roſina	4.00	20,11	23,00	12,04	
19	S	Vinc. v. Paul	Rufina ☾	4.01	20,10	23,12	13,21	
		30. Woche. Kath.: Speiſung der Viertauſend. Mark. 8, 1—9 — Ev.: Petri Fiſchzug. Luk. 5, 1—11.						
20	S	6. n. Pfingſten	5. n. Trinitatis	4.03	20,09	23,29	14,42	
21	M	Praxedes	Praxedes	4.04	20,07	23,52	16,07	
22	D	Maria Magdal.	Maria Magdal.	4.05	20,06	–	17,33	
23	M	Apollinaris	Apollinaris	4.07	20,05	0,27	18,51	
24	D	Chriſtine	Chriſtine	4.08	20,03	1,22	19,52	
25	F	Jakobus	Jakobus ♍	4.10	20,02	2,38	20,34	
26	S	Anna	Anna	4.11	20,00	4,11	21,02	
		31. Woche. Kath.: Von den falſchen Propheten. Matth 7, 15—21. — Ev.: Die beſſere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—26.						
27	S	7. n. Pfingſten	6. n. Trinitatis	4,13	19,59	5,49	21 21	
28	M	Innocenz	Pantaleon	4,14	19,57	7,24	21,35	
29	D	Martha	Beatrix	4,16	19,56	8,55	21,48	
30	M	Abdon	Abdon	4,17	19,54	10,21	22,01	
31	D	Ignati v. Loyol	Germanus	4,19	19,52	11,47	22,12	

Wetterregeln. Wer nicht geht mit dem Rechen, wenn die Fliegen und Bremſen ſtechen, muß im Winter gehn mit dem Strohſeil und fragen: hat jemand Heu feil? — Hundstage (23. Juli bis 23. Auguſt) hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr. — An Sankt Kilian (8. Juli) ſäe Wicken und Rüben an.

31 Tage

August

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	F	Petri Kettenf.	Petri Kettenf. ☽	4.20	19.51	13.09	22.27	
2	S	Portiunkula	Gustav	4.22	19.49	14.31	22.45	
		32. Woche. Kath.: Der ungerechte Hausvater. Luk. 16, 1—9. Ev.: Die Ernte ist groß und der Arbeiter wenig. Matth. 9, 35—38.						
3	S	8. n. Pfingsten	7. n. Trinitatis	4.24	19.47	15.51	23.09	
4	M	Dominikus	Dominikus	4.25	19.45	17.05	23.42	
5	D	Maria Schnee	Oswald	4.27	19.44	18.08	—	
6	M	Verkl. Christi	Verkl. Christi	4.28	19.42	18.56	0.29	
7	D	Cajetanus	Donatus	4.30	19.40	19.32	1.28	
8	F	Cyriakus	Cyriakus	4.31	19.38	19.56	2.37	
9	S	Romanus	Romanus ♋	4.33	19.36	20.14	3.51	
		33. Woche. Kath.: Der Herr weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—47. Ev.: Von den falschen Propheten. Matth. 7, 13—23.						
10	S	9. n. Pfingsten	8. n. Trinitatis	4.35	19.34	20.27	5.04	
11	M	Tiburtius	Hermann	4.36	19.33	20.39	6.18	
12	D	Klara	Klara	4.38	19.31	20.48	7.30	
13	M	Hippolytus	Hippolytus	4.40	19.29	20.58	8.41	
14	D	Eusebius	Eusebius	4.41	19.27	21.08	9.52	
15	F	Mar. Himmelf.	Mariä Heimg.	4.43	19.25	21.18	11.07	
16	S	Rochus	Isaak	4.45	19.23	21.32	12.25	
		34 Woche. Kath.: Pharisäer und Zöllner. Luk 18, 9—14. Ev.: Der ungerechte Hausvater. Luk. 16, 1—12.						
17	S	10. n. Pfingsten	9. n. Trinitatis ♌	4.46	19.21	21.52	13.46	
18	M	Helena	Agapetus	4.48	19.18	22.20	15.10	
19	D	Sebald	Sebald	4.50	19.16	23.04	16.31	
20	M	Bernhard	Bernhard	4.51	19.14	—	17.38	
21	D	Anastasius	Hartwig	4.53	19.12	0.09	18.27	
22	F	Timotheus	Philibert	4.55	19.10	1.33	19.01	
23	S	Philipp Benit	Zachäus	4.56	19.08	3.10	19.23	
		35. Woche. Kath.: Hephata. Mark. 7, 31—37. Ev.: Der Herr weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—48.						
24	S	11. n. Pfingsten	10. n. Trinitat. ♍	4.58	19.05	4.48	19.40	
25	M	Ludwig	Ludwig	5.00	19.03	6.23	19.53	
26	D	Zephyrinus	Samuel	5.01	19.01	7.53	20.06	
27	M	Rufus	Gebhard	5.03	18.59	9.21	20.18	
28	D	Augustinus	Augustinus	5.05	18.57	10.48	20.32	
29	F	Joh. Enth.	Joh. Enth.	5.06	18.54	12.14	20.48	
30	S	Rosa	Benjamin	5.08	18.52	13.38	21.10	
		36. Woche. Kath.: Der barmherzige Samariter. Luk. 10, 23—37. Ev.: Pharisäer und Zöllner. Luk. 18, 9—14.						
31	S	12. n. Pfingsten	11. n. Trinitatis ☽	5 10	18.50	14.55	21.40	

Wetterregeln. Wer im Heu nicht gabelt, im Schnitt nicht zappelt, im Lesen nicht früh aufsteht, der schau, wie's im Winter geht.

30 Tage

September

30 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	M	Aegidius	Aegidius	5,11	18,48	16,04	22,23	
2	D	Stephan	Absalon	5,13	18,45	16,57	23,18	
3	M	Manſuetus	Manſuetus	5,15	18,43	17,36	–	
4	D	Roſalia	Moſes	5,16	18,41	18,03	0,26	
5	F	Laurentius	Herkules	5,18	18,38	18,21	1,38	
6	S	Magnus	Magnus	5,20	18,36	18,35	2,53	
		37. Woche. Kath.: Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19. — Ev.: Hephata. Mark. 7, 31—37.						
7	S	**13. n. Pfingsten**	**12. n. Trinitat.**	5,21	18,34	18,48	4,0[illegible]	
8	M	Maria Geburt	Maria Geburt ☽	5,23	18,31	18,57	5,20	
9	D	Gorgonius	Bruno	5,25	18,29	19,07	6,31	
10	M	Nikol. v. Tol.	Soſthenus	5,26	18,27	19,17	7,43	
11	D	Protus	Protus	5,28	18,24	19,26	8,53	
12	F	M. Namensfeſt	Syrus	5,30	18,22	19,39	10,13	
13	S	Maternus	Amatus	5,31	18,20	19,56	11,33	
		38. Woche Kath.: Sorget nicht. Matth. 6, 24—33. — Ev.: Die barmherzigen Samariter. Luk. 10, 23—37.						
14	S	**14. n. Pfingsten**	**13. n. Trinitat.**	5,33	18,17	20,20	12,56	
15	M	Nikomedes	Nikomedes ☾	5,35	18,15	20,55	14,17	
16	D	Kornelius	Euphemia	5,36	18,13	21,50	15,27	
17	M	Quat. Lambert.	Quat. Lambert.	5,38	18,10	23,05	16,22	
18	D	Thom. v. Vill.	Titus	5,40	18,08	–	17,00	
19	F	Januarius	Januarius	5,41	18,05	0,34	17,26	
20	S	Euſtachius	Fauſta	5,43	18,03	2,09	17,14	
		39. Woche Kath.: Weine nicht. Luk 7, 11—16. — Ev.: Die zehn Aussätzigen. Luk. 17, 11—19.						
21	S	**15. n. Pfingsten**	**14. n. Trinitat.**	5,45	18,01	3,45	17,58	
22	M	Moritz	Moritz ●	5,47	17,58	5,18	18,11	
23	D	Thekla	Hoſeas	5,48	17,56	6,48	18,23	
24	M	Joh. Empf.	Joh. Empf.	5,50	17,53	8,18	18,36	
25	D	Kleophas	Kleophas	5,52	17,51	9,46	18,51	
26	F	Cyprianus	Cyprianus	5,53	17,49	11,13	19,11	
27	S	Kosmas, Damia.	Kosmas, Damia.	5,55	17,46	12,38	19,39	
		40 Woche. Kath: Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luk. 14, 1—11. — Ev.: Sorget nicht. Matth. 6, 24—34.						
28	S	**16. n. Pfingsten**	**15. n. Trinitat.**	5,57	17,44	13,52	20,16	
29	M	Michaelis	Michaelis ☽	5,58	17,42	14,53	21,08	
30	D	Hieronymus	Hieronymus	6,00	17,39	15,37	22,12	

Die Juden feiern den Anfang ihres 5691. Jahres am 23., das zweite Neujahrsfeſt am 24. September.

Wetterregeln. Wenn die Zugvögel nicht ziehen vor Michaeli (29. Sept.) wird's nicht Winter vor Weihnachten. — Regen auf Sankt Michelstag gelinden Winter geben mag.

31 Tage

Oktober

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	M	Remigius	Remigius	6.01	17.37	16. 7	23.24	
2	D	Leodegar	Vollrad	6.03	17.35	16.28	—	
3	F	Candidus	Jairus	6.05	17.32	16.44	0.39	
4	S	Franz	Franz	6.07	17.30	16.57	1.53	
		41 Woche. Kath.: Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22, 35—46. — Ev.: Der reiche Narr. Luk. 12, 15—21.						
5	S	17. n. Pfingsten	Erntedankfest	6.09	17.28	17.06	3.06	
6	M	Bruno	Fides	6.10	17.25	17.16	4.19	
7	D	Markus P.	Amalia	6.12	17.23	17.26	5.31	
8	M	Brigitta	Pelagia	6.14	17.21	17.35	6.44	
9	D	Dionysius	Dionysius	6.15	17.18	17.46	8.01	
10	F	Franz Borgia	Gideon	6.17	17.16	18.02	9.21	
11	S	Burchard	Burchard	6.19	17 14	18.23	10.44	
		42. Woche. Kath.: Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—14. Ev.: Sabbatfeier in Liebe und Demut. Luk. 14, 1—11.						
12	S	18. n. Pfingsten	17. n. Trinitatis	6.21	17.11	18.54	12.06	
13	M	Eduard	Kolomann	6.23	17.09	19.02	13.20	
14	D	Calixtus	Calixtus	6.24	17.07	20.49	14.19	
15	M	Theresa	Hedwig	6.26	17.05	22.11	15.02	
16	D	Gallus	Gallus	6.28	17.02	23.43	15.29	
17	F	Hedwig	Florentin	6.30	17.00	—	15.49	
18	S	Lukas	Lukas	6.32	16 58	1.15	16.05	
		43. Woche. Kath.: Die königl. Hochzeit Matt. 22, 1—14. — Ev.: Das vornehmste Gebot und die vornehmste Frage. Matth. 22. 34—46.						
19	S	19. n. Pfingsten	18. n. Trinitatis	6.33	16.56	2.47	16.17	
20	M	Wendelin	Wendelin	6.35	16.54	4.16	16.29	
21	D	Ursula	Ursula	6.37	16.52	5.44	16.40	
22	M	Cordula	Cordula	6.39	16.50	7.13	16.55	
23	D	Joh. v. Capistran	Severinus	6.41	16.48	8.42	17.12	
24	F	Raphael	Salome	6.42	16.45	10.11	17.36	
25	S	Crispin	Crispinus	6.44	16.43	11.33	18.08	
		44 Woche. Kath.: Des Königischen Sohn. Joh. 4, 46—53. Ev. Der Gichtbrüchige. Matth. 9, 1—8.						
26	S	20. n. Pfingsten	19. n. Trinitatis	6.46	16.41	12.41	18.56	
27	M	Sabina	Sabina	6 48	16.39	13.33	19.56	
28	D	Simon, Juda	Simon, Juda	6.50	16.37	14.09	21.07	
29	M	Narzissus	Engelhard	6.52	16.35	14.34	22.22	
30	D	Serapion	Hartmann	6.54	16 33	14.51	23.36	
31	F	Wolfgang	Wolfgang	6.55	16.31	15.04	—	

Die Juden feiern das Versöhnungsfest am 2., das Laubhüttenfest am 7. und 8., Laubhüttenende am 14. und das Fest der Gesetzesfreude am 15. Oktober.

Wetterregeln. Laß dich durch Oktobermücken, hoffnungsselig nicht berücken.

30 Tage

November

30 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	S	**Aller Heiligen**	**Aller Heiligen**	6,57	16,29	15,06	0,50	
		45. Woche. Kath.: Der Schalksknecht. Matth. 18. 23—35. — Ev.: Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1—12.						
2	S	**21. n. Pfingsten**	**Reform-Fest**	6.59	16,28	15,25	2,03	
3	M	Hubertus	Gottlieb	7.01	16,26	15,34	3,15	
4	D	Karl Borrom.	Charlotte	7.03	16,24	15,44	4,27	
5	M	Emmerich	Blandina	7.05	16,22	15,54	5,44	
6	D	Leonhard	Leonhard	7.07	16,20	16,08	7,04	
7	F	Engelbert	Engelbert	7.09	16,18	16,28	8,27	
8	S	4 Gekr. Märt.	Gottfried	7.10	16,17	16,56	9,51	
		46. Woche. Kath.: Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21. — Ev.: Des Königischen Sohn Joh. 4, 47—54						
9	S	**22. n. Pfingsten**	**21. n. Trinitat.**	7.12	16,15	17,39	11,10	
10	M	Andr. Avellin	Mart. Luther	7.14	16,13	18,40	12,16	
11	D	Mart. Bischof	Mart. Bischof	7.16	16,12	20,00	13,02	
12	M	Martin P.	Jonas	7.18	16,10	21,27	13,35	
13	D	Stannislaus K.	Briccus	7.19	16,09	22,57	13,56	
14	F	Jukundus	Leoinus	7.21	16,07	—	14,12	
15	S	Leopold	Leopold	7.23	16,06	0,26	14,24	
		47. Woche. Kath.: Die Tochter des Jairus. Matth. 9, 18—26. — Ev.: Der Schalksknecht. Matth. 18, 21—35.						
16	S	**23. n. Pfingsten**	**22. n. Trinitat.**	7.25	16,04	1,53	14,30	
17	M	Greg. Thaum.	Hugo	7.27	16,03	3,18	14,48	
18	D	Otto Eugen	Gelasius	7.28	16,02	4,45	15,00	
19	M	Elisabeth	**Buß- u. Bettag**	7.30	16,00	6,13	15,15	
20	D	Felix v. Valois	Amos	7.32	15,59	7,40	15,36	
21	F	Mariä Opfer	Mariä Opfer	7.34	15,58	9,06	16,04	
22	S	Cäcilia	Alfons	7.36	15,57	10,22	16,45	
		48 Woche. Kath.: Vom Greuel der Verwüstung. Matth 24, 15—35. — Ev.: Gleichnis von den zehn Jungfrauen. Matth. 25, 1—13						
23	S	**24. n. Pfingsten**	**Totenfest**	7.37	15,55	11,23	17,40	
24	M	Chrysogonus	Chrysogonus	7.39	15,54	12,06	18,48	
25	D	Katharina	Katharina	7.41	15,53	12,36	20,03	
26	M	Konrad	Konrad	7.42	15,52	12,55	21,18	
27	D	Virgilius	Otto	7,44	15,51	13,11	22,33	
28	F	Sosthenes	Günther	7,45	15,50	13,23	23,44	
29	S	Saturnin	Eberhard	7,47	15,50	13,32	—	
		49. Woche. Kath.: Die Zukunft des Herrn. Luk 21, 25—33. — Ev. Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Matth. 21, 1—9						
30	S	**1. Adventsf.**	**1. Advent**	7,48	15,49	13,42	0,56	

Wetterregeln Ist an Martini hell, kommt der Winter schnell. — An Allerheiligen (1. Nov.) sitzt der Winter auf den Zweigen — Hat im November die Rebe noch Saft, ist sie im Frühjahr ein trockener Schaft.

31 Tage

Dezember

31 Tage

		Katholischer Kalender	Evangelischer Kalender	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Unterg.	Mond- Aufg.	Mond- Unterg.	Notizen
1	M	Eligius	Arnold	7,50	15,48	13,51	2,08	
2	D	Bibiana	Candidus	7,51	15,47	14,00	3,22	
3	M	Franz Xaver	Cassian	7,53	15,47	14,14	4,40	
4	D	Barbara	Barbara	7,54	15,46	14,31	6,02	
5	F	Sabbas	Abigail	7,55	15,46	14,55	7,28	
6	S	Nikolaus	Nikolaus	7,57	15,45	15,32	8,51	
		50. Woche. Kath.: Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2—10. Ev.: Die Zukunft des Herrn. Luk. 21, 25—36.						
7	S	2. Adventsf.	2. Advent	7,58	15,45	16,28	10,03	
8	M	Mariä Empf.	Mariä Empf.	7,59	15,44	17,44	10,59	
9	D	Leokadia	Joachim	8,00	15,44	19,11	11,37	
10	M	Melchiades	Judith	8,02	15,44	20,43	12,01	
11	D	Damasus	Damasus	8,03	15,44	22,14	12,19	
12	F	Epimachus	Epimachus	8,04	15,44	23,41	12,32	
13	S	Lucia	Lucia	8,05	15,44		12,44	
		51. Woche. Kath: Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19—28. Ev.: Bist du, der da kommen soll. Matth. 11, 2—10.						
14	S	3. Adventsf.	3. Advent	8,06	15,44	1,06	12,56	
15	M	Eusebius	Johanna	8,07	15,44	2,30	13,07	
16	D	Adelheid	Ananias	8,08	15,44	3,53	13,21	
17	M	Quat. Lazarus	Quat. Lazarus	8,08	15,44	5,19	13,39	
18	D	Mariä Erwart.	Christoph	8,09	15,44	6,45	14,04	
19	F	Nemisius	Lot	8,10	15,44	8,04	14,38	
20	S	Ammon	Abraham	8 10	15,45	9,10	15,28	
		52. Woche. Kath. Bereitet den Weg des Herrn. Luk. 3, 1—6. Ev. Das Zeugnis Johannis des Täufers. Joh. 1, 19 –28.						
21	S	4. Adventsf.	4. Advent	8,11	15,45	10,00	16,31	
22	M	Flavian	Beata	8,11	15,46	10,35	17,44	
23	D	Viktoria	Dagobert	8,12	15,46	10,58	19,01	
24	M	Adam, Eva	Adam, Eva	8,12	15,47	11,16	20,15	
25	D	Hl. Christfest	Hl. Christfest	8,13	15,48	11,28	21,28	
26	F	Stephanus	2. Christtag	8,13	15,48	11,39	22,40	
27	S	Johannes	Johannes	8,13	15,49	11,48	23,50	
		53. Woche. Von Simeon und Hanna. Luk. 2, 35—40						
28	S	S. n. Weihn.	S. n. Weihn.	8,13	15,50	11,57	–	
29	M	Thomas B.	Jonathan	8,14	15,51	12,07	1,01	
30	D	David	David	8,14	15,52	12,18	2,16	
31	M	Sylvester	Sylvester.	8,14	15,53	12,32	3,35	

Wetterregeln. Grüne Weihnachten, weiße Ostern; Weihnachten im Klee, Ostern im Schnee; Weihnachten feucht und naß, leere Speicher und Faß; ist Weihnachten gelind, im Januar die Kälte beginnt. — St. Luzen (13. Dezember) macht den Tag stutzen. — Regnets an Sankt Nikolaus, wird der Winter streng und kraus.

Der Kalender.

Bekanntes und weniger Bekanntes.

Zusammengetragen von Paul Dräther.

Kalender ist ein Verzeichnis der Tage eines Jahres mit Angabe des Wochentags, Monatstags (Datum), der Feste, der wichtigsten astronomischen Erscheinungen, der Märkte usw. Der Name Kalender kommt von dem lateinischen Calendarium und dieser von Calendae, der 1. Monatstag bei den Römern, (Mehrzahl: von calare = rufen), weil dieser durch öffentliche Ausrufer bekannt gemacht wurde. Man hatte noch keinen Kalender. Die Zeitrechnung wurde von den Priestern besorgt und die wichtigsten Tage angesagt.

Fast alle Völker rechnen nach Jahren, denn die Wiederkehr der Jahreszeiten mit den verschiedenen Erscheinungen in der Natur, z. B. der Reife des Getreides, des herbstlichen Blätterfalles, des Fortziehens und Ankommens der Zugvögel, des höchsten und niedrigsten Standes der Sonne und der damit verbundenen Länge und Kürze der Tage usw. leitete von selbst zur Einteilung der Zeit nach Jahren.

Auch zur Einteilung des Jahres in Monate gab die Natur Anweisung, denn die Zeit von Vollmond zu Vollmond oder von Neumond zu Neumond war ja leicht nach Nächten oder Tagen abzuzählen. Die Einteilung in Wochen zu 7 Tagen ergab sich ebenfalls natürlich, denn erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel und Neumond stehen so ziemlich 7 Tage von einander ab. Endlich mußte es sich ebenso natürlich herausstellen, daß in 12 Monaten (oder Mondperioden) das Jahr geschlossen sei und die Jahreszeiten in ihrer Ordnung wiederkehrten. Dies ist das sogenannte Mondjahr, nach dem z. B. die Türken bis 1. 3. 1919 rechneten. Es beträgt nur 354¼ Tage.

Die Priester der alten Babylonier und Aegypter beobachteten den Stand der Sonne täglich und ebenso den Stand der Sterne, die Zeit ihres Auf- und Unterganges und lernten deswegen die Dauer des Sonnenjahres, d. h. die Zeit, welche die Sonne braucht, um genau wieder dieselbe Stellung zu einem bestimmten Fixstern einzunehmen, ziemlich genau berechnen. Es fehlten ihnen nur die Instrumente und die Uhren unserer Astronomen. Sie nahmen das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden an, übersprangen die 6 Stunden dreimal und rechneten jedes 4. Jahr zu 366 Tagen (Schaltjahr). Schon im Jahre 238 v. Chr. verließen ägyptische Priester das Edikt von Konopus, in dem auch zuerst das Kalenderjahr zu 365¼ Tagen bestimmt wird. Cäsar führte 46 v. Chr. nach dem Vorschlag des ägyptischen Astronoms Sosigenes in Rom den nach ihm benannten Julianischen Kalender ein. Dieser war mehr als 1600 Jahre im Gebrauch. Von den europäischen Staaten rechnet gegenwärtig nur noch Griechenland danach.

Da aber das Jahr nicht volle 6 Stunden über 365 Tage lang ist, sondern 11 Minuten 14 Sek. weniger, wie man im 15. Jahrhundert n. Chr. berechnete, stellte sich im Laufe der Jahrhunderte ein beträchtlicher Fehler heraus. Im Jahre 1582 n. Chr. betrug diese Abweichung schon 10 Tage, so daß der Frühlingsanfang auf den 11. März, statt auf den 21. März fiel. Papst Gregor XIII. führte in diesem Jahre die schon 1436 von Nikolaus Cusanus auf dem Baseler Konzil beantragte Reform des Kalenders durch. Auf den 4. Oktober schrieb man gleich den 15. Oktober. (Die hl. Theresia starb in der Nacht vom 4. zum 15. Oktober 1582. Ihr Fest wird am 15. Oktober gefeiert). Die Einrichtung der Schaltjahre wurde beibehalten. Alle 100 Jahre fiel der Schalttag aus und wurde nur alle 400 Jahre wieder eingeschoben. Nach 3600 Jahren fällt er wieder weg. Dadurch wird im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende immer wieder ausgeglichen, was zu viel und zu wenig eingeschaltet wurde, und der Kalender stimmt immer wieder mit dem Umlauf der Gestirne oder der wahren Zeit überein. Dieser verbesserte Kalender heißt der Gregorianische. Weil die Verbesserung des Kalenders vom Papste ausgegangen war, sträubten sich die nichtkatholischen Staaten recht lange gegen die Einführung. Erst im 20. Jahrhundert, während des Weltkrieges führten z. B. Bulgarien, Rumänien u. a. den Gregorianischen Kalender ein. In Rußland gilt er seit dem 14. 2. 1918 und in Serbien seit dem 28. 1. 1919.

Die beweglichen Kirchenfeste richten sich nach Ostern. Die Kirchenversammlung von Nicäa, 325 n. Chr., bestimmte, daß das Osterfest am ersten Sonntage nach dem ersten Frühlingsvoll-

monde gefeiert werde. Das Osterfest kann also vorläufig niemals vor den 22. März, aber auch nicht später als den 25. April treffen, wie leicht zu errechnen ist.

In einigen Kalendern steht neben der Bezeichnung Epakten (gr. = zugefügte Tage) eine römische Ziffer z. B. III, XI usw. Das ist die Zahl, die angibt, wie viele Tage vor dem neuen Jahre der letzte Neumond gewesen ist. Die Mondphasen wiederholen sich nach 19 Jahren in derselben Aufeinanderfolge, ebenso kehren auch die Sonnen- und Mondfinsternisse in diesem Zeitraum regelmäßig wieder. Während dieser 19 Jahre fällt der Neumond 18mal auf einen früheren Tag als auf Neujahr. Fällt der Neumond auf den 1. Januar, so ist die Epakte = O; der letzte Neumond trifft dann auf den 354. Tag, d. h. auf den 20. Dezember. Die Epakte des nächsten Jahres ist somit = XI, die Epakte des dritten XXII, da das Mondjahr wieder um 11 Tage zurückgeblieben ist. Für das vierte Jahr wäre sie XXXIII, da aber auf jede 30 Tage ein Neumond kommt, sind 30 Tage abzuziehen. Die Epakte ist also III, für das folgende Jahr XIV usw. So wird stets durch 19 Jahre fortgerechnet, mit evtl. Abzug von 30, wo der Neumond wieder auf den 1. Januar fällt. Der letzte Neumond 1929 ist am 30. Dezember; Die Epakte für 1930 ist somit II. 1930 ist in der Reihe der 19 Jahre das 12. 12 ist für 1930 die goldene Zahl, das ist demnach immer die Zahl, welche die Stellung des betreffenden Jahres in der 19jährigen Periode angibt. Vervielfacht man die goldene Zahl mit 11 und teilt das Ergebnis durch 30, so ergibt der Rest die Epakte. Sie dient zur Bestimmung des Osterfestes.

Den Sonntagsbuchstaben nennt der Kalender den Buchstaben, der auf den ersten Sonntag des Jahres fällt, wenn man die ersten 7 Tage mit den Buchstaben in der Reihe des Abc bezeichnet. 1930 fällt der erste Sonntag auf den 5. Januar. Mithin ist der Sonntagsbuchstabe E. Die Sonntagsbuchstaben wiederholen sich mit dem Sonnenzirkel, das ist eine Reihe von 28 Jahren, nach welchen die Sonntage und Wochentage wieder auf dieselben Monatstage fallen.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts sind mehrfach Reformversuche am Kalender aufgetaucht. Man wollte das Jahr in 4 gleiche Vierteljahre einteilen, jedes zu 2 Monaten mit je 30 Tagen und 1 Monat mit 31 Tagen. Jedes Vierteljahr sollte mit einem Sonntage beginnen, das letzte mit einem schließen, so daß Sylvester und Neujahr stets Sonntag wären. Bei einem Schaltjahre wollte man nach dem ersten Halbjahre einen Doppelsonntag einschieben. Derartige Versuche haben vieles für und manches gegen sich. Ehe nicht ein allgemeiner Weltfrieden verkündet ist, wäre sowieso keine Einführung in sämtlichen Kulturstaaten möglich.

Vor Zeiten hieß der Kalender auch Praktika, d. h. es war in ihm mit Rücksicht auf den Stand des Mondes in den Sternbildern des Tierkreises usw. angegeben, wann man Ader lassen, schröpfen, die Haare abschneiden, Bäume versetzen, säen ... solle, damit diese Geschäfte gute Folgen hätten. Es gibt wohl heute noch Leute, die sich nach derartigen Vorschriften richten, aber wer es nicht tut, hat nicht den mindesten Schaden davon. Die wahre Praktika ist: bete, arbeite, denke, halte gut Haus, habe stets Gott vor Augen und beachte seine Gebote, liebe deinen Nächsten, gebrauche deine Sinne richtig, strebe immer einem Ziele zu. Vergiß aber nicht, daß kein Mensch unersetzlich ist und daß sich niemand einen Heller in die Ewigkeit mitnehmen kann!

Dem Schriftleiter.

Gewidmet vom Kalendermann.

Dieses Jahr das fünfte mal
Steig ich in Euer Jammertal.
Wer mich diesmal nimmt zur Hand,
Dem mach ich hiermit bekannt,
Daß mein eigentlicher Vater,
Mein hauptsächlichster Berater,
Der mein Lebensschifflein steuert,
Diesjahr Jubiläum feiert.
Fünfundzwanzigmal tuts jähren,
Daß er Bübelein und Gören
Volksschulmäßig unterrichtet
Und noch für die Heimat dichtet.
Denn der Heimat stilles Walten,
Meistens ihr Natur gestalten
Ist es, was in meinen Spalten
Er Euch immer vorgehalten.
Drum bring ich den schlichten Namen
Peter Wilk
Im Silberrahmen. —
Heut gilt keiner in der Welt,
Wenn 's Licht er unter'n Scheffel stellt.
Drum heraus mal mit dem Licht,
Schaut ihm freundlich ins Gesicht!
Mög' der gute Gott es walten
Und er mich noch oft gestalten,
Wie bisher ich Euch erschienen,
Um dem Heimatsinn zu dienen.
Mitarbeiter, Leser Schar
Ruft: „Glück auf! im Jubeljahr!"

M. B. W.

Peter Wilk.

Zu seinem 25 jährigen Dienstjubiläum.

Am 1. Februar 1930 sind es 25 Jahre her, daß ein im Kreise Rosenberg allbekannter und hochverehrter Mann in den Dienst der Schule trat, Herr Hauptlehrer Wilk aus Paulsdorf. Seine ganze 25 jährige Dienstzeit hat er im Kreise Rosenberg zugebracht. Im Laufe dieser Zeit hat er sich im Kreise eine hervorragende Stellung erworben. In dem von ihm seit 4 Jahren geleiteten Heimatkalender des Kreises Rosenberg sei ihm zu seinem Ehrentage ein Rückblick auf die vergangenen 25 Jahre und eine Würdigung seiner Tätigkeit gewidmet.

Am 10. Februar 1905 trat P. Wilk in Wierschy in den Schuldienst, wirkte dann an den Schulen in Kotschanowitz, Neudorf, Busow und seit 1909 in Paulsdorf, wo er noch jetzt amtiert. Von seinem Dienstantritt an war er ein eifriger

Förderer des Deutschtums.

Schon im Jahre 1905 nahm er als Erster im Kreise Rosenberg an dem Spiellehrkursus in Bismarkhütte teil. In Kotschanowitz und Neudorf besorgte er für die Schulen durch Vermittlung der Spielinspektion Spielgeräte und gründete 1907, als in Kreuzburg und Rosenberg Spielvereine entstanden, in Zawisna den ersten Spielverein auf dem Lande. Dadurch regte er zur Gründung anderer ländlicher Spielvereine an. Sobald W. nach Paulsdorf kam, wurde auch hier ein Spiel-

verein ins Leben gerufen. Bald gehörte der Paulsdorfer Spielverein zu den besten des Kreises. Zu den Wettspielen, zu denen der Verein unter Vorantritt eines von W. finanziell unterstützten und für das Volksspiel begeisterten Musiktrupps zog, stellte der Verein 2 Schlagballriegen, 3 Faustballriegen, 2 Tamburinriegen und eine Korbballriege, ein Beweis, wie lebhaft die Tätigkeit in diesem Verein war, der auch nur aus Bauern und Arbeitern bestand. Ein weiterer Beweis für rege Spieltätigkeit war, daß der Paulsdorfer Verein im Schlagballwettspiel gegen das Rosenberger Seminar als Sieger hervorging. Diese Spielvereine erwiesen sich als ein vorzügliches Mittel zur Förderung des Deutschtums, besonders im oberschlesischen Abstimmungskampfe. Diese Bedeutung sofort erkannt und 1919 bei einer Versammlung in Kattowitz unter Dr. Quester darauf hingewiesen zu haben, ist das Verdienst unseres Jubilars. Wie Pilze schossen überall Spielvereine empor. Deutsches Spiel, deutscher Gesang, deusche Musik erfüllten Stadt und Land. Durch die Erfassung der Jugend schlug das Deutschtum überall tiefe Wurzeln. Die oberschlesische Spielinspektion ernannte W. zum Obervertrauensmann für Jugendpflege in den Kreisen Kreuzburg, Rosenberg und Lublinitz. Große Widerstände und Anfeindung teitens der Bevölkerung, ja auch seitens der Intelligenz, konnten Wilk nicht abhalten, sein Ziel unentwegt weiterzuverfolgen. Um auch die Erwachsenen zu erfassen, gründete er 1915 in Paulsdorf auf Veranlassung der Landwirtschaftskammer den landwirtschaftlichen Lokalverein. W. gab dem Verein erst Lebensinhalt durch Vorträge und Versuche, die durch Direktor Haselier von der Winterschule Rosenberg und durch ihn abgehalten wurden, durch Verteilung von Düngemittel, durch Aufklärung über die neuen Stickstoffdüngemittel, durch Versuche zur Erzielung höherer Erträge. Der Bezug von Düngemitteln und Kohle war damals sehr erschwert; W. stellte aus eignem Vermögen eine Kaution von 17000 M., die er dann durch Entwertung verlor. Diese landw. Vereine erwiesen sich im Abstimmungskampfe ebenfalls als ein gutes Mittel zur Förderung des Deutschtums. Die Landwirte waren organisiert zum gemeinsamen Bezug von Düngemitteln pp. Strebsame Landwirte erhielten Beihilfen in Form von Maschinen und Artikeln des täglichen Bedarfs. In Gleiwitz wurde unter Direktor Haselier eine landw. Zentrale eingerichtet zur Belieferung der Landwirte mit Düngemitteln, Maschinen und sonstigen Bedarfsartikeln. W. wurde der Leiter der wirtschaftlichen Abteilung heimattreuer Oberschlesier im Kreise Rosenberg. Daß W., ein so fürs Deutschtum begeisterter Mann, seine ganze Kraft für dieses Ziel auch im Unterricht einsetzte, ist selbstverständlich. Aber auch außerhalb des Unterrichts wußte er das Deutschtum durch Elternabende, Spielnachmittage, Einführung von Wettkämpfen, Verteilen von Jugendschriften, durch heimatkundliche Ausflüge und dergl. zu fördern. So wurde Paulsdorf ein Vorbild für andere Orte. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß ihm in all diesen Bestrebungen seine Gattin eine verständnisvolle und hilfsbereite Gefährtin war. W.'s Bedeutung für die Förderung des Deutschtums haben besonders die Polen erkannt; denn sie nannten ihn nicht anders als den „Deutschen Korfanty". Von hier wurde erst gezeigt, wie im Abstimmungskampfe zu arbeiten sei. Als Ruhr und Grippe im Dorfe herrschten, zeigten sich W. und seine Gattin wieder als wahre Volksfreunde Sie gingen auf Wunsch der Leute in die Häuser und halfen mit Rat und Tat, zumal damals infolge Ablebens des Landsberger Arztes, Dr. Meyer, ärztliche Hilfe kaum zu erlangen war. Es gelang ihnen, selbst in schweren Fällen Hilfe zu bringen. Tagtägliche Krankenbesuche bis zu 4 Wochen waren keine Einzelfälle. — Während des Krieges stellte W. seine Pilzkenntnis ebenfalls in den Dienst der Allgemeinheit. Es wurden Pilzkurse veranstaltet, Wildgemüse wurde gesammelt, und ein Pilzessen bei Ausflügen, von Ws. Gattin bereitet, gab allen Gelegenheit, sich von der Güte der Pilze und des Wildgemüses zu überzeugen.

In den letzten Jahren aber ist der Jubilar besonders als

Heimatforscher

hervorgetreten und hat sich dadurch einen Namen erworben, der weit über die Grenzen unseres Kreises einen guten Klang hat. **Wir können stolz behaupten, daß der Rosenberger Kreis in der Heimatforschung in Oberschlesien an der Spitze marschiert.** Die Grundlagen für die guten Ergebnisse der Heimatforschung im Kreise hat W. durch eingehendes Studium teils selbst erworben, teils hat er es verstanden, Spezialisten von Ruf für diese Sache zu gewinnen. Einige Namen seien hier genannt! Universitätsprofessor Dr. Pax, Dr. von Lingelsheim, Dr. Hueck, Botaniker Postrat Scheuermann, Professor Dr. Schube, Prof. Eisenreich, Zoologe Rektor Scholz, Frühgeschichtler

Baron von Richthofen und Dr. Raschke, die Mittelschullehrer Kotzias und Krzok, Hauptlehrer Schubert, Assistent Schlott, Univ.-Prof. Dr. Stark, Assistent Dr. Overbeck, Dr. Gallinek und Diplom-Landwirt Eisner. Ferner hat er seine Kenntnisse erweitert, indem er auf eigene Kosten an Lehrgängen in Süd- und Westdeutschland, im Harz, in Lappland, und in Nieder-Oesterreich teilnahm. So kam es, daß W. bei den von ihm veranstalteten Tagungen, es sei besonders an den Vegetationskursus im September 1927, an den zoologischen (hydrobiologischen) Lehrgang im August 1929 und an den heimatkundlichen Lehrgang im Juni 1929 erinnert, Glänzendes leistete, daß sich alle Berufsstände für die Heimaterforschung interessierten, daß diese Tagungen wahre Heimatfeste wurden. Bei diesen Tagungen will W. nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern auch die Zusammenhänge in der Natur aufdecken, und Fingerzeige für die pädagogisch-methodische Auswertung der Erkenntnisse in der Schule geben. W. ist bekannt als einer der besten Vogelkenner, als Entdecker verschiedener Pflanzen und Tiere und so ist es nicht zu verwundern, wenn er den Lehrern da Rüstzeug zum neuzeitlichen heimatkundlichen Unterricht gab, wenn Studenten bei ihm sich Rat für ihre Examensarbeiten holen, wenn sein Name in Spezialwerken rühmend erwähnt wird, wenn er Mitarbeiter an der „Wirbeltierfauner Schlesiens" von Prof. Dr. Pax wurde.

Als Verwalter verschiedener Nebenämter hat W. sich ebenfalls einen guten Namen gemacht. Als er nach dem Aufstande den Schulverbandsvorsteherposten übernahm, fand er ein trauriges Erbe vor. Die Schule Dupine war im Aufstande niedergebrannt worden, aus der Schule Paulsdorf waren die Bänke geraubt, die Gebäude waren schwer beschädigt. Es hat W. viel Mühe gekostet, diese Schäden zu beseitigen. Das Schulhaus Dupine wurde wieder erbaut, für beide Schulen wurde das Inventar beschafft, die Klassen wurden mit neuzeitlichen Lehrmitteln ausgestattet. Den Schulgarten in Paulsdorf wußte W. zu einem wahren Paradiese zu gestalten. Obstbäume und -sträucher, Blumen-(Stauden)rabatten, Grasflächen mit eingestreuten Rosenbeeten, Ziersträucher am Gartenrande gewähren im Sommer einen prachtvollen Anblick. Auch die Bauern wußte W. für Obstbäume und Rosen zu interessieren. Er bezog Obstbäume waggonweise und gab sie zum Selbstkostenpreise an die Bauern ab. Jeder Bauer in Paulsdorf hat jetzt Obstbäume und Rosen, und die Schulen in Paulsdorf und Dupine kann man zu den schönsten des Kreises rechnen. — Als „Amtsvorsteher" von Paulsdorf ist W. bemüht, deutsche Ordnung in seinem Amtsbezirk durchzuführen, besonders aber die Jugend sittlich zu beeinflussen. Immer hat er ein Herz für die Bevölkerung, gern klärt er die Leute bei passenden Gelegenheiten auf, Gerechtigkeit gegen jedermann ist ihm oberster Grundsatz. —

An weiteren Aemtern verwaltet W. das Standesamt in Paulsdorf, auch ist er Kreistagsabgeordneter und Schöffe der großen Strafkammer in Oppeln. — Als Schriftleiter der „Heimatblätter" und des „Heimatkalenders" sucht er bei der Kreisbevölkerung Kenntnis der engeren Heimat zu verbreiten und dadurch Heimat- und Vaterlandsliebe zu erwecken. — So ist unser Jubilar ein vielbeschäftigter Mann mit einer ganz erheblichen Arbeitsleistung. Nicht Sucht nach Dank und Ehre haben ihn dazu getrieben, sondern reiner Idealismus zum Nutzen der Gemeinde, der Heimat, des Staates und des Vaterlandes. Er will das oberschlesische Volk aufrütteln und emporheben, daß es geachtet werde, wie das übrige Deutschland. Denn wie oft hat er auf Reisen gehört, wie gering man von Oberschlesien denkt und spricht. Seine Fortbildung erfolgte nicht aus Eigennutz; denn sonst hätte er durch Spezialprüfungen schon längst eine höhere Stellung erworben. Nein, er will dem Volk dienen in Treue zur Kirche, zur Heimat und zum Vaterlande, in Toleranz gegen Andersgläubige. In diesem Bestreben opfert er gern seine Ferien, die Rücksicht auf seine Familie und seine Gesundheit. All die verschiedenen Aemter nehmen viel Kraft weg; die Bezahlung dafür ist gering. Doch ist er gern ehrenamtlich tätig, gern nimmt er die Kosten zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf sich, wenn er nur seinem Volke und Vaterlande, seinem Stande dienen kann. So steht der Jubilar heute vor uns, ein Lehrer des Volkes, ein kerndeutscher Mann, der es verstanden hat, Schule und Lehrerstand in ihrem Ansehen zu heben und der Oberschlesien Anerkennung gebracht hat. Wir Bewohner des Kreises Rosenberg aber freuen uns und sind stolz darauf, einen solchen Mann in unserer Mitte zu wissen. Wir danken ihm von Herzen für das, was er bisher für unsere Heimat getan hat und wünschen ihm zu seinem Ehrentage Glück und Gottes reichsten Segen, daß es ihm vergönnt sei, noch lange zu wirken zum Wohle der Schule und seines Standes, zum Wohle der Heimat und des Vaterlandes. (Auf Wunsch mehrerer Heimatfreunde E.K.)

Abb. 1. Brandgrab bereits z. T. gestört.

War das Stadtgebiet von Rosenberg vor dem 12. Jahrhundert bewohnt?

von Dr. Georg Raschke.

Durch schriftliche Aufzeichnungen wissen wir ungefähr, wann die Stadt Rosenberg gegründet wurde. Aus dieser Zeit stammt der einst von Mauern umschlossene Kern der Stadt, der Grundriß, der ungefähr in dem der Nachbarstädte Kreuzburg, Pitschen, Namslau und Oppeln wieder zu finden ist. Sie alle besitzen den viereckigen Markt, zu dem je zwei Straßen von entgegengesetzter Richtung her einmünden: das regelmäßige Bild einer deutschen Stadt, die im 12. Jahrhundert mit festem Willen und nach einheitlichem Plan erbaut worden ist.

Aber mit dieser Gründung hat die Besiedlung des Stadtbildes noch nicht begonnen. Meistens lagen hier oder in der Nähe bereits Ansiedlungen, die in manchen Fällen den Städtchen den Namen gegeben haben, wie wohl z. B. Pitschen, Namslau und Öls. Vielleicht war auch der alte Name nur ein Flurnamen, der dann für die Neugründung übernommen wurde. Jedenfalls ist eines sicher, daß bereits vor dem 12. Jahrhundert auf jedem dieser Stadtgebiete schon eine Bevölkerung saß.

Aus den Anfängen der historischen Zeit kennen wir freilich aus Rosenberg keine Funde. Die bei Schachtarbeiten gelegentlich zu Tage getretenen Töpfe gehören erst dem 13. und 14. Jahrhundert, also der Zeit der deutschen Besiedlung an. Nur in der Stadt Pitschen haben sich Gräber dieser Zeit um 1000 n. Chr. ergeben. Ein Toter trug den hauptsächlich der slawischen Tracht eigentümliche Schläfenring. [1] Aus dem Kreise Rosenberg kennen wir Funde dieser Zeitgruppe aus Mischline und Seichwitz.

Wichtig ist, daß vor diesem urgeschichtlichen Abschnitt bereits eine reiche germanische Besiedlung in unserem Kreis vorhanden war. Eine Ausgrabung in Ellguth ergab ein umfangreiches Dorf aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Reiche Funde aus dem Nachbarkreise Kreuzburg zeigen, daß auch in den vorangegangenen Jahrhunderten Oberschlesien dicht besiedelt war, wenn auch im Kreise Rosenberg die germanischen Bodenurkunden noch nicht überall in hinreichendem Maße bekannt geworden sind.

Wenn wir noch weiter in die Vergangenheit rückwärts schreiten, so kommen wir mit den Jahren 1000 bis 800 v. Chr. in den jüngsten Abschnitt der Bronzezeit, der in dem Kreise Rosenberg wie in der Stadt selbst sich allenthalben nachweisen läßt.

Schon im Jahre 1904 wurden beim Bau des Zollamts in Botzanowitz sehr viele Gefäße gefunden, die s. Zt. in das Museum für Völkerkunde in Berlin kamen. Dann wurde durch eine Meldung des verdienstvollen Mitarbeiters auf dem Gebiete der Vorgeschichte, Herrn Lehrer Klonek aus Ellguth, und durch eine Ausgrabung im Jahre 1928 ein großer Friedhof in Karmunkau entdeckt, wobei gegen 10 Gräber freigelegt worden sind.

Im Jahre 1928 kam die sehr wichtige Fundstelle an der Oppelner Straße in der Stadt Rosenberg selbst zu Tage. Beim Hausbau in der Besitzung des Postsekretärs Biskup und Oberpostschaffners Schweda wurden viele Töpfe gefunden, die leider zuerst unbeachtet geblieben und zerstört wurden. Erst dank der Aufmerksamkeit der Polizeiverwaltung und dank dem regen Interesse des Konrektors Krocker und Lehrers Klonek aus Ellguth erfolgte die Meldung an den staatlichen Vertrauensmann für Bodendenkmäler im Bereich der Provinz Oberschlesien. Durch einen Beauftragten konnten die Reste eines Grabes geborgen werden und Scherben, die sich nachträglich zu Töpfen zusammensetzen ließen.

Soweit sich ersehen läßt, ist der Befund etwa folgender:

In den Gräbern, die meist rechteckig von flachen Steinen umsetzt sind, liegen die Überreste des Toten, der auf dem Scheiterhaufen bei der Verbrennung übriggebliebenen Knochen. (Abb. 1) Daneben und in einer Ecke stehen die Gefäße, wohl mit Speise und Trank gefüllt, die man den Toten auf die Fahrt ins Jenseits mitgegeben hat. (Abb. 2 und 3) So erforderte es der damalige Bestattungsbrauch und in der gleichen Weise zeigen uns dies die Grabfunde von Karmunkau, aber auch die von Schönwald und Kreuzburg in dem Nachbarkreise Kreuzburg. Im allgemeinen wurden die Knochen sonst in einem großen

[1] v. Richthofen, B. Einführung in die Ur- und Fundgeschichtl. Abteilung des Museums Ratibor 1927.

Topfe, der Urne, verwahrt, wie es die Gräber gleichen Alters aus Schönwald, aus Polanowitz-Kolonie Birkenfeld und Golkowitz, wie das bekannte Gräberfeld von Czarnowanz zeigen. [2]

So stehen also unsere Funde von Rosenberg in einem engen Zusammenhang mit denen der anderen Fundstellen aus dem Kreise Rosenberg und Kreuzburg.

Den engen Zusammenhang zeigen uns außer dem Bestattungsbrauch auch die schönen Formen der Gefäße selbst. Sie sind im allgemeinen keine besondere Kunstleistung, aber dafür sicher sehr praktisch gewesen. Man findet sie außerordentlich häufig fast in jedem Grabe im Osten wie im Westen von Schlesien. Außer Schüsseln, gerauhten Tonnengefäßen enthält jedes Grab stets zierliche Henkeltäßchen und Schalen, seltener kleine Näpfe. Manchmal sind auch kleine Klappern in Birnenform zum Teil gefüllt mit Klappersteinchen aus Lehm vorhanden. In Karmunkau, wie in Kreuzburg, Golkowitz und Czarnowanz sind sie beobachtet worden. Die Armut an Verzierungen ist nicht wie man glauben möchte auf den schlechten Geschmack der Bronzezeitleute unserer Gegend zurückzuführen, sondern ist an den angeführten Gefäßen eben ein kennzeichnendes Zeichen der Zeit. Selten finden sich Schmucksachen und bronzene Nadeln.

Die Beigaben bezeugen alle einwandsfrei die Zugehörigkeit zu dem gleichaltrigen Kulturgebiet von Ober- und Niederschlesien. Den Namen dieser Bevölkerung kennen wir freilich noch nicht, aber auf Grund der charakteristischen Hinterlassenschaft können wir die Verbreitung dieses Volkes erkennen, das in nördlicher Richtung etwa bis in die Mitte der Provinz Posen reichte. Deutlich unterscheidet sich diese Volksgruppe von der anders gearteten Bevölkerung des Ostseegebietes.

Historische Nachrichten um die Mitte des vorchristlichen Jahrtausends lassen schon einwandsfrei erkennen, daß unsere jungbronzezeitige Bevölkerung einem Stamme der illyrischen Bevölkerung angehört hat, die in der Bronzezeit eine derartig weite Verbreitung gehabt hat, deren letzte Nachkommen noch heute am Adriatischen Meere sitzen. Nicht nur die Vorgeschichte, sondern auch die Sprachwissenschaft haben in neuerer Zeit die Anwesenheit illyrischer Völker im oberschlesischen Gebiet erwiesen. [3]

Es erscheint uns ganz unglaublich, daß in so früher Zeit so umfangreiche Völkerverschiebungen stattgefunden haben. Aber wenn wir die Geschichte der germanischen Völkerwanderung betrachten, so sehen wir doch, welche Veränderungen im Laufe der Zeit eintreten können.

Aus diesem interessanten Zeitabschnitt der jüngsten Bronzezeit sind also bisher im Stadtbereiche von Rosenberg nur die Gräber bekannt. Nun ist es aber eine bekannte Tatsache, daß in unmittelbarer Nähe auch die Ansiedlungen der Bevölkerung gelegen haben. Noch fehlt uns vorläufig jede Spur hierzu, wie auch Funde aus älteren Zeiten.

Die zum Teil sehr unscheinbaren Spuren der Ansiedlung lassen sich nur auf Grund von Tongefäßen, Scherben und in den Häusern verlorenen Gegenständen nachweisen. Für unsere Stadt gilt also das Gleiche was für die Feststellung von Fundstellen in jeder Gemarkung zutrifft: Die Funde dieser Zeitstufe sind überall zu erwarten. Bei jeder Schachtarbeit, beim Straßenbau, beim Bäumepflanzen, ja sogar auf der Oberfläche der Äcker und Gärten kann man die Spur dieser Zeit in Form von rohen braunen unglasierten Scherben und Lehmstücken der zerfallenen Häuser entdecken.

So sprechen die Steine und Scherben. Unsere Stadt Rosenberg mag wohl im 13. Jahrhundert amtlich „gegründet" worden sein, aber lange vorher saßen auf dieser Besiedlung günstigen Stelle Menschen, über die wir freilich noch nicht zu viel wissen, die aber aus den Anfängen der Stadt nicht mehr weggeleugnet werden können.

[2] Arndt, A. Der Urnenfriedhof bei Czarnowanz.

[3] Vasmer, M. Beiträge zur alten Geographie der Gebiete zwischen Elbe und Weichsel. Zeitschr. f. slawische Philologie Bd. V 1929, S. 360—370.

Abb. 2 Beigefäße aus Brandgräbern.

Abb. 3 Henkeltassen und Näpfe aus Brandgräbern.

Die Wasserburg von Ober-Paulsdorf Kr. Rosenberg OS.

Von Dr. Georg Raschke.

Wer auf der Landstraße von Kolonie Alt-Dupine nach Ober-Paulsdorf kommt, kann auf den Wiesen westlich des Gutes ein kleines, malerisch gelegenes Wäldchen wahrnehmen. Der Wiesengrund ist an dieser Stelle erhöht. Ein Wassergraben fließt in der Nähe vorbei. Dichtes Gestrüpp läßt einen klaren Überblick über das durch Wälle, Gräben und Erhebungen unruhig gestaltete Gelände nur schwer zu. Fast 2 Meter steigt die etwa 30 × 25 Meter im Durchmesser betragende Höhe an, an die sich durch einen Graben getrennt südlich davon eine schwache natürliche Erhebung anschließt. Rings um den Graben zieht sich deutlich erkennbar ein kleiner Wall. Wir würden mit dieser Stelle recht wenig anzufangen wissen, wenn nicht gerade von ihr Scherben zu Tage treten würden, die einen recht altertümlichen Eindruck machen. Versuchen wir die Form der Gefäße in der Zeichnung herzustellen, so erkennen wir deutlich den Stil und die Eigenart des betreffenden Geschirres: Wir sehen einwandsfrei, daß unsere Stücke Gefäßen, die allgemein jetzt dem 14. und 15. Jahrhundert zugeschrieben werden, entstammen. Auf den Maulwurfshügeln zeigt sich uns Lehmbewurf von Holzbauten, die einst an dieser Stelle gestanden haben. Wir prüfen unseren Berg nun genau und merken, wie sich ein gewisses System in der Anlage erkennen läßt, wie ein in sich geschlossener heute nur noch zum Teil mit Wasser gefüllter Graben die Erhebung umschließt, man möchte glauben zum Schutze des Mittelstückes selbst. Wir müssen den Spaten ansetzen, der bei einer Ausgrabung [1] Näheres über den Inhalt der Anhöhe ergeben würde.

Aber ein anderes Mittel steht uns zur Hand: Suchen wir ähnliche Bauten in Schlesien. Tatsächlich sind sie nicht so selten, wie man glauben möchte. Schon im Kreise Rosenberg selbst sind in Sternalitz und Groß-Lassowitz in und an sumpfigen Wiesen liegende Erdbauten bekannt und aus dem Kreise Kreuzburg gibt es prächtige Beispiele aus Bankau, Würbitz, Pitschen und Costau. Auch aus dem weiteren Oberschlesien und Niederschlesien [2] sind ähnliche Bauten bekannt. Nun wissen wir, daß auf dem Mittelteil, der von dem Graben umgeben ist, einst ein viereckiger Turm gestanden hat. Noch heute gibt es in Niederschlesien drei derartige erhaltene sog. „Wohntürme", von denen der schönste in Boberröhrsdorf bei Hirschberg steht. [3] Auch für den Ober-Paulsdorfer Hügel müssen wir demnach einen derartigen Bau vermuten, da nach den Scherben sein Alter dasselbe ist. Die Deutung dieser Türme ist nicht leicht. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie als Herrensitze oder als letzter Zufluchtspunkt gedient haben, wie der „Bergfried", der Turm auf den mittelalterischen Burgen z. B. der Kynsburg, Bolkoburg, Greifenstein um nur einige schlesische Beispiele zu nennen.

Auffällig ist nun, daß die Überreste eines Wohnturmes merkwürdiger Weise immer heute an den meist adligen Gutshöfen liegen. In einigen Fällen liegt noch jetzt das Herrenhaus des Gutes auf diesem Bau, falls die Fläche ausreichte. Daß derartige Wasserburgen vielfach umgebaut sind, ist in Schlesien in einer Zahl bekannt. Wo heute der Wassergraben nicht mehr erhalten ist, weiß die Erzählung meist zu berichten, daß bei den Umbauten des Herrenhauses die Gräben zugeschüttet worden sind, z. B. in Neudorf Kreis Kreuzburg. Dabei sind dann oft irgendwelche Waffen oder Hausgeräte gefunden worden. In den meisten Fällen sind im Laufe der Zeit die Herrenhäuser, manchmal sogar das ganze Gut, verlegt worden. Der Wohnturm verfiel und nur der eigenartige Schutthügel blieb als letzter Zeuge. Die Volksüberlieferung, die Sage hat sich meist an diese Stellen geknüpft, die dann von einer versunkener Burg, von alten Schanzen oder in neuerer Zeit von Schwedenschanzen sprechen, ohne daß dies der Wahrheit entspricht.

Auch unser Ober-Paulsdorfer „Wasserschloß" liegt dicht an dem Gute, wie so viele in Schlesien. Sein Schicksal muß also auch hier an das des Gutes geknüpft sein. Die Besitzer des Gutes haben, wie mir Herr Hauptlehrer Wilk freundlich mitteilte, in dem letzten Jahrhundert vielfach ge-

[1] Ausgrabungen dürfen laut Ausgrabungsgesetz nur von den vom staatl. Vertrauensmann für kulturgeschichtliche Bodendenkmäler (Ratibor) beauftragten Personen vorgenommen werden.

[2] Z. B. Gurek, Kr. Ratibor; Kröschendorf, Kr. Neustadt. W. Klose: Das alte Schloß zu Bober-Röhrsdorf, Kreis Hirschberg.

[3] Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Alte Folge, Bd. 4, S. 595—606 u. 2 Taf. (1887).

wechselt. Über die vorausgehende Zeit lassen sich schriftliche Urkunden ohne besonderes Studium vorläufig nicht nachweisen.

Es ist aber durchaus möglich, daß historische Quellen Weiteres auszusagen vermögen. Paulsdorf ist ja, wie der Name schon andeutet, eine deutsche Gründung des Mittelalters wie die Stadt Landsberg, zu der es heut noch eingepfarrt ist. Eine Urkunde, die im 15. Jahrhundert bei einer Aufzählung der Städte zwischen Landsberg-Stadt und „Hus" scheidet, könnte vielleicht unter dem Begriffe „Hus" einen ähnlichen Bau wie den von Paulsdorf verstehen. Jedenfalls bieten sich hier für unsere Heimatforscher noch weitere Aufgaben, den weiteren Zusammenhängen von Urkunden und „Burgen" nachzugehen.

Botschaft.

Von Paul Dräther, Lommitz.

1. Ueber Blütenwogen
Huscht ein Sonnenstrahl,
Der sich hingezogen
In mein Herze stahl.

2. Rundum Maienläuten,
Blühen, Lebensmut.
Jeder kann es deuten,
Weiß, wie wohl es tut.

3. Braucht es dann viel Drängen,
Daß das Herze lacht,
Wenn an Zweigen hängen
Blüten solcher Pracht.

4. Drum hinaus ins Blühen —
Vorwärts, nicht zurück!
Laß doch alles Mühen.
Heute kommt das Glück!

Der Tod.

Von P. Dräther, Lommitz.

Winterschnee
Und viele Spuren,
Daß die Tiere
Not erfuhren.

Unter dieser weißen Decke
Schlummert Leben.
Dich erwecke
Frühlingsweben.

Mancher schläft in kühler Erde,
Tief in ewig stiller Ruh
Ob sie schwer, ob leicht ihm werde,
Nach Verdienst deckt sie ihn zu.

Qual und Leiden vor dem Sterben,
Vorher: Leben voller Müh. —
Doch, dann kann das nicht verderben
Was im Himmel weiterblüh.

Grundstock sind die guten Werke,
Bitten jetzt vor Gottes Thron,
Sind des Erdenpilgers Stärke,
Wegbereiter ew'gem Lohn.

Wasserburg in Paulsdorf.

Photograph Dr. Raschke, Ratibor.

Die Rosenberger Kreisbahn Aktiengesellschaft.

Von Landrat Strzoda.

Am 17. November 1928 wurde in Gegenwart von zahlreichen Behördenvertretern und unter großer Beteiligung der Kreisbevölkerung die zur Normalspurbahn ausgebaute Kreisbahn Rosenberg – Zawisna eingeweiht und am 19. November 1928 dem Betrieb übergeben. Die Bauausführung lag in den Händen des Kreisbaurats Hoffmann. Dank der günstigen Witterung und des Interesses, das der Fertigstellung der Bahn entgegengebracht wurde, gelang es, den Bahnbau in der Zeit vom 15. April bis 10. November, also in knapp 7 Monaten, fertig zu stellen. Bei der Länge der Strecke und den Schwierigkeiten, die sich teilweise durch moorigen Untergrund, Verlegung der Tracen, Neubau der Brücken ergaben, kann die Ausführung als eine Arbeitsleistung ersten Ranges bezeichnet werden. In Anbetracht der Bedeutung der Bahn für den Kreis Rosenberg und um kulturhistorische Tatsachen festzulegen, erscheint es nicht ohne Bedeutung, auf die historische Entwicklung der Bahn einzugehen.

Die ersten Anfänge, den Kreis Rosenberg zu erschließen, gehen bis in das Jahr 1875 zurück, wo zunächst geplant war, eine Bahn von Bankau nach Landsberg zu bauen. Das Ministerium für öffentliche Arbeiten zeigte sich dem Ausbau dieser Bahn nicht abgeneigt und erteilte der Direktion der rechten Oderufer-Eisenbahn-Gesellschaft durch Erlaß vom 31. Oktober 1881 – IV 4156 – die Genehmigung zur Anfertigung der generellen Vorarbeiten für die Strecke Bankau—Landsberg. Nachdem der Kreis Kreuzburg eine Subvention dieser Strecke abgelehnt hatte, zerschlug sich dieses Projekt von selbst. Neben der Bahn Bankau – Landsberg bestand auch ein Projekt auf Ausbau der Strecke Kreuzburg – Landsberg, und zwar im Anschluß an die Strecke Jellowa—Kreuzburg. Die ganze Strecke Jellowa bis Zawisna beabsichtigte zunächst der Minister für öffentliche Arbeiten, wie sich aus dem Ministerialerlaß vom 14. September 1891 ergibt, staatsseitig auszubauen, wenn die in Frage kommenden Kreise anteilmäßig den Grund und Boden zur Verfügung stellen bezw. sich mit einem Zuschuß beteiligen würden. Der Kreis Rosenberg beschloß am 31. Oktober 1891 mit 18 gegen 9 Stimmen den Grund und Boden für den Bahnbau Jellowa – Kreuzburg – Landsberg – Zawisna kostenfrei zu geben bezw. 30000 Mk. hierzu zu bewilligen. Der Beschluß wurde auch vom Bezirksausschuß genehmigt. Da die Kreise Kreuzburg und Oppeln sich ablehnend verhielten, und insbesondere der Bürgermeister der Stadt Kreuzburg als Gegner des Ausbaues der Strecke Kreuzburg—Zawisna auftrat, wurde der staatsseitige Ausbau der Strecke Kreuzburg – Zawisna von der Regierung endgültig aufgegeben. Der Rosenberger Kreistag beschloß darauf im Jahre 1894 den Bau einer schmalspurigen Kleinbahn von Rosenberg nach Landsberg als Kreisunternehmen. Das Projekt fand die Billigung der zuständigen Stellen und die Ausführung erfolgte in den Jahren 1895/96. Die Reststrecke Landsberg – Zawisna wurde im Jahre 1899 ausgebaut. Am 13. November 1896 wurde der Betrieb auf der Strecke Rosenberg – Landsberg und am 8. Dezember 1899 auf der Reststrecke eröffnet.

Die Kosten des Bahnbaues einschließlich des notwendigen rollenden Materials beliefen sich auf 618 434 Mk., wozu noch eine Staatsbeihilfe von 55 550 Mk. und eine Provinzialbeihilfe in gleicher Höhe gegeben wurde, sodaß die Gesamtkosten des Bahnbaues sich auf 729 534 Mk. beliefen. Während die Provinzialbeihilfe dem Kreise zinsfrei mit bedingter Tilgung (sobald sich das Unternehmen sich über 5% verzinst) gewährt wurde, hatte der Kreis die Staatsbeihilfe vom 1. April 1903 mit ½% in 200 Jahresraten mit 272,75 Mk. zu tilgen. Die notwendigen Gelder für den Bahnbau hatte der Kreis im Darlehnswege von der Provinzialhilfskasse zu 3¾% mit 1% Amortisation aufgenommen.

Durch den Bau der Kreisbahn Rosenberg—Zawisna bezweckte der Kreis einen großen, unter ungünstigen Verkehrsverhältnissen liegenden Teil des Kreises Rosenberg zu erschließen, sowie der Stadt Landsberg eine gute Gelegenheit zum Transport landwirtschaftlicher und industrieller Produkte zu geben, auch einen bequemen Personenverkehr zwischen den Städten Rosenberg und Landsberg herzustellen. Der zunächst auf die Strecke Rosenberg – Landsberg beschränkte Teil zeigte bald, daß die Rentabilität der Rosenberger Kreisbahn nur gewährleistet war, wenn der Ausbau der Strecke bis Zawisna erfolgen würde, und deshalb wurde der Ausbau der Reststrecke Landsberg – Zawisna auch sofort in Angriff genommen und, wie bereits oben ausgeführt, im Jahre 1899 dem Betrieb übergeben. Die Erwartungen in

dem Güter und Personenverkehr wurden nicht getäuscht. In dem Rechnungsjahr 1898 wurden auf der Bahn nur 20465 Tonnen Frachtgüter und 29061 Personen befördert, im Jahre 1906 waren es bereits 34503 Tonnen und 81949 Personen. In gleicher Weise stiegen die Geldeinnahmen. Während sie im Jahre 1898 sich auf 33350 Mk. beliefen, betrugen sie im Jahre 1906 84183 M.

Trotz der Steigerung des Verkehrs beabsichtigte der Kreis Rosenberg im Jahre 1907 die Kreisbahn für 600000 Mk. zu verkaufen, da der Verwaltungs-Apparat zur Bewältigung für häufige und rasche Entschließungen zu schwerfällig erschien. Der Verkauf unterblieb, und man versuchte, die Bahn der Regierung zu übertragen. Dieser Versuch blieb aber erfolglos, da die verschiedenartigen Betriebseinrichtungen der staats- und schmalspurigen Kleinbahn Schwierigkeiten verursachten. (vergl. Schreiben des Min. f. öffent. Arb. v. 27. 5. 1907 — IV A 18/764. Auch eine Uebernahme der Betriebsführung der Kreisbahn für Rechnung des Kreises wurde vom Minister für öffentliche Arbeiten abgelehnt, weil angesichts der Verschiedenheit der Betriebseinrichtungen eine Vereinfachung der Betriebsverwaltung und ein finanzieller Vorteil für den Kreis nicht erwartet werden konnte. Dagegen erklärte sich damals der Minister bereit, zur besseren Ausgestaltung des Kleinbahnunternehmens eine Staatsbeihilfe zu gewähren unter der Voraussetzung, daß die Provinz sich entsprechend daran beteiligen würde. Auch regte der Minister an, ob nicht ähnlich wie bei anderen Kleinbahnen die Auswahl eines geeigneten, mit entsprechender Vollmacht auszustattenden Betriebsleiters für die Rosenberger Kleinbahn empfehlenswert wäre.

Die Beihilfe blieb aus und auch an dem bestehenden Verwaltungsapparat wurde nichts geändert.

Zum ersten Male wurde ein Umbau der kleinspurigen Kreisbahn in Erwägung gezogen, als im Jahre 1907 der Kreis Kreuzburg die Idee einer Bahn von Landsberg über Uschütz – Pitschen – Reinersdorf nach Reichthal oder Roldau aufnahm. Der Kreis Rosenberg fürchtete aber in dem Ausbau der beabsichtigten Bahn Pitschen – Landsberg eine Schädigung seiner Kleinbahn und beantragte im Falle des Baues der Pitschener Bahn eine Uebernahme der Rosenberger Kreisbahn auf den Staat. Der Bahnbau Pitschen – Landsberg unterblieb, dafür wurde von Kreuzburg aus eine elektrische Kleinbahn von Kreuzburg über Wüttendorf, Ludwigsdorf, Matzdorf, Hellewald, Zawisna propagiert, und das Bahnbaukomitee Kreuzburg – Zawisna zog sogar den Ankauf der Rosenberger Kreisbahn in Erwägung. Da der Oberpräsident dieses Projekt für aussichtslos hielt und nicht befürwortete, zerschlug es sich von selbst.

So blieb es bis in die Zeit vor dem Kriege, wo die notwendigen Reparaturen sowohl am Oberbau wie auch am Wagenmaterial, die zahlreichen Verzögerungen und Beschwerden beim Umladen den Gedanken einer endgültigen Entscheidung bezüglich der Kreisbahn nahe legten. Anstelle des Verkaufs, der früher propagiert wurde, kam der Kreistag zu der Ueberzeugung, daß man das Vermögensprojekt der Kreisbahn nicht aus der Hand geben sollte, und man entschloß sich zu einem Umbau der Bahn in Normalspur. Dies umsomehr, als sich inzwischen trotz der bestehenden Mißstände der Personenverkehr vom Jahre 1912 bis 1913 von 92815 auf 138917 Personen, der Güterverkehr in demselben Zeitraum von 39738 Tonnen auf 53859 Tonnen vergrößert hatte. Die Pläne wurden von der Firma Lenz ausgearbeitet. Die alte Trace sollte beibehalten werden. Sämtliche Vorarbeiten waren bereits erledigt, und es sollte das Planfeststellungsverfahren erfolgen, als der Krieg ausbrach und damit mit einem Schlage die Ausführung des Projektes zunichte machte. Während des Krieges hatte die Kreisbahn nicht nur wirtschaftliche, sondern auch strategische Bedeutung. Ein großer Teil des Kriegsmaterials wurde mit der Kleinbahn an die Grenze gefahren, auch die Beförderung der Truppen erfolgte auf ihr. Daß durch die starke Benutzung der Strecke das Bahnmaterial und die Strecke selbst nicht besser wurde, liegt auf der Hand. Leider wurde während des Krieges – trotz entsprechender Anregung durch die Kreisverwaltung – von der Heeresverwaltung die Zeit verpaßt, die Bahn mit russischen Kriegsgefangenen auszubauen. Für billiges Geld wären damals alle die Nöte des Kreises beseitigt worden, die ihn jetzt bedrücken. Die unglücklichen Verhältnisse nach dem Kriege, besonders die Inflation machten es unmöglich, an einen Ausbau der normalspurigen Bahn zu denken, wenngleich auch da bereits gewisse Vorarbeiten für den Umbau gemacht wurden.

Nach Stabilisierung der Mark wurde der Gedanke des Umbaues ernstlich in Erwägung gezogen. Wohl war ich mir über die Schwierigkeit der Geldbeschaffung und der wirtschaftlichen schweren Lage des Kreises, der durch den Krieg ganz be-

sonders gelitten hat, im klaren. Andererseits waren es doch zu schwerwiegende Momente, welche den Umbau der Kleinbahn zur unbedingten Notwendigkeit machten. Durch den Verlust Ostoberschlesiens und die dadurch bedingte Grenzziehung trat hinsichtlich der Abfertigung der Wagen eine große Verzögerung ein, die umso nachteiliger war, als ja der Umladeverkehr in Rosenberg schon erheblichen Zeitverlust mit sich brachte. Daraus ergaben sich unausgesetzte Beschwerden wegen Nicht- oder wegen nicht rechtzeitiger Stellung von Wagen. Außerdem wurden immer wieder Klagen laut, über hohe Standgelder und über erhebliche Differenzen, besonders bei Kohlen- und Kartoffelfrachten, die offenbar auf Diebstahl zurückgeführt werden mußten. Da schließlich der seit Inbetriebnahme der kleinspurigen Bahn nicht reparierte Oberbau und auch die Lokomotiven und Wagen unbedingt erneuerungsbedürftig waren, blieb nur der eine Ausweg übrig, schnellstens den Umbau der kleinspurigen Bahn vorzunehmen. Die Vorarbeiten wurden von dem früheren Kreisbaurat Sprotte, jetzt Provinzialbaurat in Diez a. d. Lahn und dann von seinem Nachfolger, dem Kreisbaurat Hiersemann, jetzt Provinzialbaurat in Ratibor erledigt. Der normalspurige schnellere Verkehr bedingte eine Begradigung der Strecke. So wurde besonders die S-Kurve bei Landsberg abgekürzt, ferner die Strecke bei Koselwitz wesentlich dadurch verbessert, daß die Bahn außerhalb der Ortschaft geführt wurde. Wohl waren Entwürfe und Pläne aus der Zeit vor dem Kriege vorhanden; diese mußten aber größtenteils überarbeitet werden, da sowohl die Massen- wie auch Rentabilitätsberechnungen überholt waren. Eine große Rolle spielte bei der Rentabilitätsberechnung die Frage, ob die Werkstatt von Zawisna nach Rosenberg verlegt werden soll, oder ob man sie dort nach wie vor beläßt. Letzteres wurde schließlich für zweckmäßiger erachtet, weil genügend Raum auf dem Kreisgelände für eine evtl. Erweiterung der Werkstätten vorhanden war. Hinsichtlich der Rentabilität ergab die Nachprüfung, die nach dem Urteil der Kleinbahnaufsichtsbehörde als angemessen bezeichnet wurde, einen Gewinn von 3,13%. Da diese Rentabilität verhältnismäßig gering war, wurde der gleichzeitige Plan aufgenommen, die Strecke Rosenberg—Bozanowitz auszubauen, wodurch eine Steigerung der Rentabilität auf 5,15% errechnet wurde. Nicht uninteressant wird hier die Feststellung sein, daß sich im Jahre 1926/27 der Personenverkehr auf 113223 Personen und der Frachtenverkehr auf 57826 Tonnen Frachten also auf das 4 bezw. 3fache des Verkehrs im Jahre 1898 erhöht hat.

Nach Erledigung der umfangreichen Vorarbeiten galt es, die rechtliche Form für die Bahn zu schaffen. Nach reiflicher Ueberlegung wurde es für das zweckmäßigste erachtet, die Bahn als Aktiengesellschaft aufzuziehen, wobei der Kreis sich mit 51% die Majorität in der Aktiengesellschaft vorbehielt in der Erwägung, daß er die ganze bisherige Bahn als Aktienkapital einbringen konnte, über geeignetes und ausgebildetes Personal verfügte und schließlich auch die Leitung von hier aus erfolgen konnte. Da ein staatsseitiger Ausbau der Bahn völlig aussichtslos war, wurde wenigstens darauf hingestrebt, Reich und Staat sowie die Provinz am Aktienkapital zu beteiligen. Die schriftlichen und mündlichen Verhandlungen führten endlich zu dem Ergebnis, daß Reich, Staat und Provinz bereit waren, sich an dem Aktienunternehmen zu gleichen Teile hinsichtlich des Restbetrages von 49% zu beteiligen. Da nach Aktienrecht noch ein fünfter Aktionär zur Gründung der Aktiengesellschaft notwendig war, und die Hofkammer wesentliches Interesse an dem Ausbau der Bahn Rosenberg—Zawisna dadurch hatte, als von Boroschau die Abzweigung der projektierten Bahn nach Bozanowitz erfolgen sollte, erklärte sich anerkennenswerter Weise die Hofkammer bereit, schon hinsichtlich der Strecke Rosenberg—Zawisna als 5. Aktionär aufzutreten und zeichnete einen Aktienanteil von 75000 Mk. Am 11. September 1928 wurde die Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 1916000 Mk. gegründet, wovon auf den Kreis 51% = 978000 Mk. einschl. des Anteils der Hofkammer entfallen. Hierin sind die Kosten für den Grunderwerb mit 15000 Mk. nicht enthalten, da diese Kosten der Kreis allein zu tragen hat. Auf Reich, Staat und Provinz entfallen je 313000 Mk. Der Kreis hat auf seinen Anteil von 978000 Mk. eine Sacheinlage von 590000 Mk. in die Aktiengesellschaft eingebracht, sodaß er unter Berücksichtigung des Anteils der Hofkammer in bar ebenfalls 313000 Mk. zu zahlen hat. Das Aktienkapital ist voll eingezahlt. Am 25. Januar 1929 wurde die Aktiengesellschaft in das Handelsregister beim Amtsgericht Rosenberg OS. eingetragen.

Um nicht Zeit zu verlieren und insbesondere die wirtschaftliche Lage auszunutzen und den zahlreichen Erwerbslosen eine Beschäftigungsmöglichkeit zu schaffen, wurde im Einvernehmen mit der Regierung und der Kleinbahnaufsichtsbehörde

bereits vor der Gründung der Aktiengesellschaft mit den Arbeiten begonnen. Inzwischen war in der Bauleitung ein Wechsel eingetreten, als anstelle des zum Provinzialbaurat ernannten Herrn Hiersemann der Regierungsbaumeister Hoffmann zum Kreisbaumeister gewählt wurde. Die Arbeiten wurden im Wege der Ausschreibung der Firma Bäumer & Loesch in Oppeln übertragen, die Lokomotiven wurden von der Firma Orenstein & Koppel in Berlin gekauft, während der Wagenpark von den Linke-Hofmann-Werken in Breslau geliefert wurde. Das Schienen- und Kleineisenmaterial wurde bei der Guten-Hoffnungshütte in Oberhausen, die Weichen bei Krupp in Essen gekauft, die Schwellen bei der Vereinigten Schlesischen Holzindustrie in Breslau. Der Schotter wurde von den Vereinigten Schlesischen Granitwerken in Breslau und von dem Ingenieur Klandorf in Beuthen geliefert. Die notwendigen Brücken wurden von den Baumeistern Michallek und Horny in Landsberg und Gromotka in Rosenberg gebaut. Den Bau des Lokomotivschuppens in Landsberg hat die Firma Michallek, den Bau des Empfangsgebäudes die Firma Pluschke & Barzantny in Rosenberg übertragen erhalten.

Bei der Ausführung der Arbeiten ergab sich die unbedingte Notwendigkeit der Verlegung der Strecke bei Boroschau. Während nämlich die Bahn bisher die Straße Rosenberg—Boroschau und Rosenberg—Jamm durchqueren sollte, war es möglich, durch Verlegung der Chaussee eine Durchquerung der Straße Rosenberg—Jamm zu vermeiden. Diese Umlegung sowie die damit notwendige Brücke verteuerten zwar den Umbau, machen aber andererseits den Verkehr gerade an diesem Gefahrenpunkte wesentlich übersichtlicher. Auf Wunsch der Landgesellschaft wurde auch die Verlegung der Trace beim Gut Koselwitz vorgenommen. Während des Baues stiegen die Arbeitslöhne nicht unerheblich, sodaß die Preise für die Erdbewegung sich auf das Doppelte erhöhten. Auch die Materialpreise wurden teurer. Anstelle des im Kostenanschlag vorgesehenen Dolomitschotters, welcher während der Bauzeit nicht vollständig geliefert werden konnte, mußte der wesentlich teurere Granitschotter gekauft werden. Schließlich entstanden noch unvorhergesehene Ausgaben, so z. B. durch Feststellung von moorigem Untergrund. Alle diese Umstände bedingten eine erhebliche Verteuerung des Baues, sodaß das Aktienkapital um 700000 Mk. erhöht werden mußte. In Anbetracht der unbedingten Notwendigkeit der ausgeführten Arbeiten genehmigte die Generalversammlung der Aktiengesellschaft am 13. Mai 1929 die Kostenerhöhung.

Seit dem 19. November 1928 ist der Bahnbetrieb aufgenommen. Die bisherigen Einnahmen geben begründete Hoffnung, daß die veranschlagte Rentabilität erreicht und durch den Ausbau der Bahn Rosenberg—Botzanowitz zu einen Unternehmen noch gesteigert werden wird. Auch bezüglich letzterer Bahn besteht bereits die Zusage seitens der zuständigen Ministerialbehörden, daß diese Bahn gebaut wird. Leider sind aber die in den Etats des Reiches und Staates für Kleinbahnzwecke zur Verfügung stehenden Mittel nicht allzu groß. Der Ausbau der Bahn wird daher wahrscheinlich erst im Jahre 1931 erfolgen können. Dankbar sei auch an dieser Stelle hervorgehoben, daß sämtliche zuständigen Stellen dem Unternehmen das größte Wohlwollen entgegengebracht haben, und daß daher der Bahnbau Rosenberg—Zawisna als erstes von vielen anderen oberschlesischen Projekten zur Durchführung gelangen konnte. Aus diesem Grunde kann auch mit dem nicht allzu fernen Bau der Strecke Rosenberg—Botzanowitz gerechnet werden. Die Kosten für diesen Bau sind auf 2 Millionen Mark veranschlagt. Die Erhöhung des Aktienkapitals um diesen Betrag ist durch Beschluß der Generalversammlung vom 13. 5. 1929 bereits genehmigt.

Erzpriester Heinrich Strauß.

Von Heinrich Luppa. (Nachdruck verboten.)

Am 26. Juli 1871 — just am Annafeste — gabs in Rosenberg allgemeine Trauer bei alt und jung und allen Konfessionen. An dem Tage war der Gemeinde der allerliebste, mildtätige Seelenhirt, Erzpriester Heinrich Strauß, durch einen plötzlichen Tod entrissen worden. Im Begriff, in die Krankenhauskapelle auf der Gr. Vorstadt zur hl. Messe zu gehen, traf ihn ein schwerer Schlaganfall, dem er bald darauf erlag. Die Klagen um den Verstorbenen waren begreiflich. War doch ein wahrhaft treuer Priester heimgegangen, dessen Leben lediglich Wohltun und Liebe war für andere, für sich selbst nichts; dessen Tätigkeit und Verdienste nicht nur jenen Orten zugute kamen, in denen er wirkte, sondern die auch weiter hinauswuchsen über die engeren Grenzen insofern, als er außer seinem Amte ehemals noch die Schulaufsichtsgeschäfte in den Kreisen Kosel, Lublinitz und Rosenberg zu führen und den Kreis Rosenberg auch als Abgeordneter in der gesetzgebenden Versammlung der 2. Preußischen Kammer 1856/9 zu vertreten hatte. Dafür erhielt er als behördliche Anerkennung den Roten Adlerorden.

Nicht unvorbereitet brach der Tod das Herz. Schon einige Wochen vorher sandte er dem Neunundfünfzigjährigen Vorboten in jeweiligen Ohnmachts- und Schwächezuständen. Erzpriester Strauß fühlte es, daß seine Uhr abgelaufen ist. Und doch war er starkmütig genug, sich niemandem zu offenbaren. Still trug er das Leid. Nur einmal, als die Kinder der von den Borromäerinnen geleiteten Spielschule ihm zum Namensfeste, am 15. Juli 1871, im Vortrage des Gedichtkranzes „Die vier Jahreszeiten" ihre Glückwünsche darbrachten, meinte er mit innerer Bewegung: „Vielen Dank! Es ist wohl das letzte Mal gewesen, daß ihr mich im Leben erfreut habt. Liebt mich weiter wie bisher, auch wenn ich nicht mehr unter euch weile. In Gottes Namen. So ists gut." Die Kleinen verstanden natürlich die Andeutung nicht, wohl aber die Klosterfrauen. So schied man betrübt von hinnen und sah nur noch, wie der Erzpriester zum Brevier griff und im Gebete Trost suchte.

Aus dem Lebensgange des Entschlafenen sei kurz erwähnt: Erzpriester Heinrich Strauß ist am 6. Januar 1812 zu Marzdorf bei Zobten am Berge als Sohn des Generalpächters des dortigen Kgl. Gutes, Franz Strauß, geboren. Er besuchte das Matthiasgymnasium in Breslau und kam zuerst als Kaplan nach Oltaschin bei Breslau, 1838 als Religionslehrer an das Gymnasium nach Ratibor, 1847 als Pfarrverweser und Kreisschulinspektor des Koseler Kreises nach Groß-Nimsdorf und 1852 als Pfarrer nach Guttentag, Kreis Lublinitz, wo 1855 seine Ernennung zum Schulinspektor erfolgte. Die Guttentager verdanken ihm u. a. den Aufbau ihres durch einen Brand zerstörten Gotteshauses. Sein Weggang von Guttentag als Stadtpfarrer nach Rosenberg wurde, wie der bekannte oberschl. Geschichtsforscher A. Weltzel in seiner „Geschichte der Stadt und Herrschaft Guttentag", Ratibor, 1882, S. 255 schreibt, von den Parochianen und Behörden, mit welchen er im Gegensatz zu seinem Vorgänger stets in friedlichem Benehmen gestanden, aufrichtig bedauert. (Es sei hierbei angefügt, daß Erzpriester Strauß in der neuen Guttentager Kirche als ersten den Ehebund seines jüngsten Bruders, des Landwirtes Hermann Strauß mit Anna Ossig, Tochter des Gutsverwalters Ossig aus Brinitz bei Lublinitz eingesegnet hat). Hermann Strauß, der nachmalige Pächter des Rosenberger Pfarrgutes Młynek und des Schützenhauses, dürfte bei den alten Rosenbergern gewiß noch in gutem Andenken stehen. Er starb 1883. Ich sehe den biederen „Oberamtmann", einen eifrigen Musikenthusiasten und Sänger, noch heut im Geiste, wie er Sonnabend abend zur Uebung in den Männer-Gesangverein ging und hin und wieder am Flügel bei meinen teuren Eltern seine Baßstimme „auf die Kontralage hin" prüfte. — O schöne Zeit! Wie liegst du fern, wie liegst du weit!)

Erzpriester Strauß war eine hohe schlanke Gestalt, ausgestattet mit gewinnenden Gesichtszügen und lebhafter Gemütsart. Er ging allerdings weniger „aus sich selbst" heraus, wie sein Bruder Hermann. Doch das brachte sein Stand mit sich. Sein volles, langes Haar war vorzeitig weiß geworden. So kannten ihn die Rosenberger nur. Im Scherze pflegte er für die „Weisheit" das Studium der polnischen Sprache verantwortlich zu machen. Das Polnische hatte der Reindeutsche erst in Oberschlesien, allerdings mit ziemlicher Mühe erlernt und es darin zur Meisterschaft gebracht. Seine deutschen und polnischen Predigten bildeten einen Genuß. In politischer Hinsicht war Erzpriester Strauß ein Mann des Ausgleichs und der völkischen Versöhnung. Fast sprichwörtlich

war seine Mildtätigkeit. Darin kannte er tatsächlich kein Maß. Kein Bittsteller verließ seine gastliche Pfarrei ohne Erfüllung der Wünsche. Zahlreichen Studierenden (auch Andersgläubigen) hat er das Fortkommen ermöglicht! Dafür gibt es viele Zeugen. Seine Mutter und eine Schwester, welche ihm den Haushalt führten, mußten wiederholt bei „ihrem" Herrn Erzpriester, auf den sie mit Recht gar stolz waren, gegen das „Verschleudern von Geld, Wäsche, Kleidungsstücken usw. an herumreisende Venktiner" ernstlich Einspruch erheben. Indessen, man predigte da zu tauben Ohren. Doch, wozu noch Weiteres? Der Unvergeßliche bedarf keiner Lobeshymnen.

Die letzte Ruhestätte fand Erzpriester Strauß neben seiner Mutter und seiner Schwester Antonie auf dem alten, romantisch gelegenen, leider eingezogenen Friedhof zu Corpus Christi. Als das Gelände, auf dem sich der Friedhof befand, zum Bauplatz für die in den 90er Jahren errichtete neue Pfarrkirche benötigt wurde, erhob man die sterblichen Ueberreste der stillen Schläfer dort und setzte sie unter dem prächtigen Tempel bei. Dort harren sie der einstigen seligen Auferstehung.

Felix Rendschmidt.

Nach einer biographischen Skizze von Gustav Battig
v. Rektor Wonschick.

Auf der Großen Vorstadt in Rosenberg OS. befindet sich gegenüber der alten Apotheke ein unscheinbares Häuschen mit einer Gedenktafel. Darauf steht: Geburtsstätte des Oberlehrers am Königlichen Schullehrerseminar zu Breslau Felix Rendschmidt, geboren den 31. Mai 1787, gestorben den 13. Aug. 1853. Er war ein Schüler Pestalozzis.

Felix Rendschmidt, Oberlehrer am Königlichen katholischen Lehrerseminar zu Breslau, Rektor an der dortigen Stadt-Pfarrschule zu „Unserer lieben Frauen" auf dem Sande, Mitglied des Vereins für vaterländische Kultur, Ritter des roten Adlerordens, Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens war also ein Rosenberger-Kind. Sein Vater, ein braver Schuhmachermeister, war ein Freund tüchtiger Schulbildung, die er seinem Sohne angedeihen ließ. Dieser besuchte, noch nicht 6 Jahre alt, die hiesige kath. Schule und erhielt noch besonderen Unterricht durch Lehrer Marquard, der die geistigen Fähigkeiten des talentvollen Zöglings so zu entwickeln verstand, daß die Eltern sich entschlossen, ihn Theologie studieren zu lassen. Felix begab sich zu diesem Zwecke 1799 auf das Gymnasium nach Oppeln, wo er im Dominikaner-Kloster wohnte und als Organist (täglich früh 5 Uhr und Sonntags 9 Uhr) sich seinen Lebensunterhalt erwarb.

Neigung zum Schulfache bewog ihn, das Gymnasium im Jahre 1804 zu verlassen und in das Schullehrer-Seminar in Breslau einzutreten. Der Kursus währte damals nur 6 Monate und Rendschmidt wurde mit 18 1/2 Jahren mit vorzüglichen Zeugnissen entlassen und als Rektor an der kath. Schule in Landsberg O.-Schl. angestellt.

Hier wirkte er segensreich 6 Jahre von 1805 bis 1811. Da erschien am pädagogischen Himmel ein Stern: Pestalozzi in Ifferten, der Vater einer neuen Erziehungslehre. Zu diesem begaben sich viele preußische Schulmänner, um seine Schuleinrichtungen kennenzulernen und seine Methode zu studieren. Rendschmidt sehnlichster Wunsch, zu Füßen Pestalozzis zu sitzen, wurde erfüllt. Er hatte das Glück, den Männern beigesellt zu werden, welchen das Ministerium aus Staats-Fonds die Geldmittel zu einem 3 jährigen Aufenthalte bei Pestalozzi gewährte.

Vom Frühjahr 1811 bis zum Herbst 1814 finden wir Rendschmidt in Ifferten, eifrig bemüht, seine pädagogische Ausbildung zu vollenden. Nebenher widmete er sich dem Studium der französischen und italienischen Sprache. Schon im zweiten Jahre wurde er unter die Lehrenden der Anstalt aufgenommen. Seine Lieblingsfächer waren Deutsch, Geographie und Gesang. Trotz vieler Arbeit fand er Zeit, die Schweiz nach allen Richtungen zu durchschweifen. Seine Heimreise führte ihn über Lyon, Marseille, Toulon, Genua, Mailand, den Simplon, Zürich, Konstanz, München, Regensburg, Leipzig und Berlin. Hier erfuhr er im Ministerium, daß Breslau sein zukünftiger Wirkungsort sei.

Am Breslauer katholischen Lehrerseminar entwickelte R. eine äußerst segensreiche Tätigkeit. Er war ein fleißiger, würdiger, milder Lehrer und seinen Zöglingen ein Vater. Battig nennt ihn einen Musterlehrer und sagt von ihm, daß er, trotzdem er die polnische, französische und italienische Sprache beherrschte, doch ein Feind

jedes Fremdwortes war. In Sprache und Schrift hielt er mit Strenge auf eine rein deutsche Ausdrucksweise.

Als Naturforscher hat er viel geleistet. Seine Mineralien- und Insektenschränke waren voll von den Kostbarkeiten der Natur. Rendschmidt schrieb ein Lesebuch, das wohl noch alten Lehrern, aber auch anderen alten Leuten bekannt sein dürfte und das s. Z. richtunggebend war. Auch Rechenbücher verfaßte er; dazu kommen noch zahllose Abhandlungen, Aufsätze und Artikel in pädagogischen Zeitschriften.

Bekannte Schüler Rendschmidt's waren: Lehrer und Chorrektor Leo Heisig und Schulrat Zacher in Rosenberg OS. und Hauptlehrer Dirbach in Kostellitz. Seine Gemahlin war eine geborene Franziska Dziekanski und stammte auch aus Rosenberg OS.

Sein größter Wunsch war, das fünfzigjährige Amtsjubiläum im Kreise seiner Mitarbeiter und Schüler feiern zu dürfen. Leider war ihm das versagt.

Im August 1853 reiste er mit seiner Gattin nach Schmidtdorf, im Kreise Waldenburg. Hier verlebte er in der Nähe seines Freundes, des Pfarrers Tietz, noch herrliche Ferientage.

Man hatte beschlossen, von hier aus am 13. August einen Ausflug nach Wiese bei Friedland zu unternehmen. Der Wagen wurde erwartet. Während sich seine Frau noch ankleidet, setzt sich Rendschmidt in eine Sofaecke. Da wird ihm unwohl. Auf die ängstliche Frage seiner Frau, was ihm fehle, antwortet er noch, sie zärtlich anblickend: „Mir fehlt nichts." In demselben Augenblick legt er sich auf dem Sofa zurück, verzieht schmerzlich sein Gesicht und verschiedet. Er wurde auf dem Friedhofe von Friedland am 16. August 1853 feierlich beigesetzt.

Seine ehemaligen dankbaren Schüler errichteten ihm ein Grabmal, das am 14. August 1854 unter entsprechenden Feierlichkeiten enthüllt und geweiht wurde.

Die Stadt Rosenberg aber wird ihres Sohnes nicht vergessen. Im vorigen Jahre hat der Magistrat dankenswerterweise die Schrift auf der Gedenktafel erneuern lassen.

Aus der Geschichte der Stadt Landsberg OS.

Von Rektor Fischer, Landsberg OS.

Etwas Industrie erblühte der Gegend dadurch, daß im Prosnatale Eisenerze gegraben wurden. Sie wurden in den Hochöfen zu Krynsanowitz, im Wiesenmühlofen, in der Paulinenhütte und in Paulsdorf geschmolzen. Ersterer wurde erst 1914 ausgeblasen. Der letzte Hütteninspektor hieß Augustini. Er starb 1915 und hatte einige 50 Jahre den Betrieb geleitet. Die Hochöfen wurden mit Holzkohle geheizt. Sausenberger Köhler führten diese aus den dortigen Wäldern unseren Hütten zu. Aber die immer größere Verbesserung der Koksbeschaffenheit und die seit Einführung der Eisenbahn lohnendere Verwendung des Holzes als Grubenholz wurden die Ursachen zum Untergang der alten Eisenwerke, deren Betrieb sich zuletzt als nicht mehr wirtschaftlich erwies. Riesenblöcke unreinen Eisens, ausgedehnte Schlackenhalden, zerfallenes Gemäuer, sie sind noch stumme Zeugen ehemaliger rastloser Arbeit.

Am 30. Juli 1791 brannte das Schulhaus ab. Im nächsten Jahre machte der Baudirektor Pohlmann die Zeichnung und den Anschlag über 631 Taler, 1 Sgr. 6 Pfg. für einen Neubau. Das neue Schulhaus enthielt ein Lehrzimmer und ein Wohnzimmer; es ist das heutige Vieweg'sche Hinterhaus an der Kirche. Der erste Lehrer, über den die Akten Aufschluß geben, war der Rektor Sebastian Wodara, der an die kath. Schule am 15. September 1780 aus Kreuzburg berufen wurde. Derselbe hatte folgende Einnahmen: Freie Wohnung, 24 Taler Gehalt, an Schulgeld von den Abc-Schützen 1 Kreuzer wöchentlich, von Buchstabierschülern 2 Gröschel und von Kindern, die lesen, schreiben und rechnen konnten, 3 Gröschel. Außerdem mußte jedes Kind in den Wintermonaten wöchentlich ein Scheitel Holz bringen, oder die Eltern mußten für jedes Kind ein Fuderle Holz anfahren. 1785 verzog Wodara nach der Kolonie Friedrichstal, weil ihm sein Gehalt über ein Jahr nicht ausgezahlt worden war. Zu jener Zeit war das Organisten- und Küsteramt nicht mit dem Schulamte verbunden. Der damalige Organist war der Leinweber Bartholomäus Gawletta. Auf Antrag des Kreisschulinspektors Probst Galetzka in Rosenberg wurde mit Zustimmung des Magistrats, der Repräsen-

tanten der Stadt (Zechmeister), des Stadtpfarrers Jakob Menzel, des Grundherrn Rittmeister von Osorowski, des Fürstbischöflichen Generalvikariatsamtes zu Breslau, der Königlich preußischen Kammer zu Breslau und des Königlichen Kriegs- und Steuerrals von Below zu Tarnowitz der Organist vorgeladen, um den Organistenposten an den Schulrektor abzugeben. Derselbe weigert sich aber. Nach vielem Verhandeln einigte man sich dahin, daß der jedesmalige Lehrer vom Organistengehalt die Hälfte, also vier Taler, und die Hälfte des Accidens erhalten solle. Dafür hat der Rektor alle kirchlichen Funktionen zu verrichten, die außerhalb der Schulzeit fallen. Aus der Reihe der hier angestellt gewesenen Lehrer ist der Kandidat Felix Rendschmidt, ein Schüler Pestalozzi's, zu erwähnen. Sein Geburtsort war Rosenberg. An der hiesigen Schule wurde er am 1. Januar 1805 angestellt. Auch Rendschmidt erging es wie Wodara. Am 31. Mai 1809 hatte er für zwei volle Jahre Gehalt gleich 60 Taler und für drei Jahre Deputatkorn gleich 45 Scheffel zu erhalten. (Von jedem Quart Acker 8 Metzen Roggen, wie es die Garbe gibt). Das Deputat mußte an Martini zusammengebracht werden, wobei die Schulvorsteher dem Lehrer assistieren mußten, damit er ohne weitläufige Umstände zu seinem Deputat gelange. Rendschmidt erhielt nach seiner Rückkehr von dem berühmten Schulmanne Pestalozzi aus Ifferten in der Schweiz 1811 seine Berufung als Seminarlehrer nach Breslau. Er war der Herausgeber des Rendschmidt'schen Lesebuches.

An seine Stelle trat Skowronnek, der 1826 als alleiniger Organist angestellt wurde. Während seiner Amtszeit erhielt die Schule 1832 den ersten Adjuvanten. Skowronnek starb 1837, und ihm folgte bis 1873 der Rektor Gröger aus Seichwitz. Unter ihm wurde das jetzige Schulhaus 1860 gebaut. Der Bau des neuen Gebäudes für beide Schulen ist bereits beendet worden.

Die Gründung einer evangelischen Schule war bereits 1790 beabsichtigt: doch erfolgte die Verwirklichung dieses Planes erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Revisor der Schule war der Pastor in Ludwigsdorf. — 1874 gab es hier soviel jüdische Kinder, daß die jüdische Gemeinde eine eigene Schule in dem Gebäude neben der Synagoge einrichtete. Diese Schule hielt sich jedoch nur acht Jahre, weil die Kinderzahl ständig abnahm.

Die katholische Trinitatiskirche, von der urkundliche Nachrichten nicht ermittelt werden konnten, wird in dem Kirchenvisitationsbericht von 1679 als damals schon vorhanden erwähnt. Sie ist sehr alt und ziemlich zur selben Zeit, als die Stadt erbaut wurde, errichtet worden. Im Jahre 1706 wurde die Kirche, die bei dem Stadtbrande 1696 mit abgebrannt war, wieder erbaut. Sie war ganz aus Holz, bestand aus einem Schiff, war niedrig und hatte einen Turm, der 1762 bei einem Sturme einstürzte. Später wurden zwei Seitenkapellen an die Kirche angebaut, so daß sie ein Kreuz bildete. Einen Turm erhielt sie nicht mehr. Auf dem Dache stand nur ein kleines Türmchen mit dem Sterbeglöcklein. Die anderen zwei Glocken hingen in einem neben der Kirche errichteten Glockenhause. Im Laufe der Zeit war die hölzerne Kirche so baufällig geworden, daß sie 1889 polizeilich geschlossen wurde. Auf demselben Platze begann man 1894 mit dem Bau eines neuen Gotteshauses, das am 22. Dezember 1895 eingeweiht wurde. Die Baukosten betrugen 180000 Mark. — Eine zweite Kirche, die kleine Kreuzkirche mit einem Kaplan, stand dort, wo heute die Kaplanei steht. Am 2. Juni 1889 brannte sie vollständig nieder. Es war an einem Sonntag während eines großen Kriegervereinsfestes, als mit der Kirche noch sechs Wohnhäuser, das Hospital, die Kaplanei und acht Scheuern ein Raub der Flammen wurden.

Die Bildung der evangelischen Kirchengemeinde erfolgte durch Verfügung des Königlichen Konsistoriums vom 18. Juli 1851. In den Jahren 1855 — 57 ist die Kirche im gotischen Stil erbaut worden. Bis dahin verrichteten die Evangelischen ihre Andacht in Ludwigsdorf oder in Bischdorf bei Rosenberg und wurden auch dort beerdigt.

Die Synagoge wurde am 14. September 1865 ihrem Zwecke übergeben. Die Stadt soll in früheren Jahrhunderten einen eigenen Wald besessen haben, aus dem die Gemeinde — wie aus den Pfarrakten ersichtlich -- dem Geistlichen gestattete, das notwendige Brenn- und Bauholz zu nehmen. Wie der Wald dann in den Besitz des Dominiums gekommen ist, ist unbekannt. Die betreffenden Akten sind durch Feuersbrünste verloren gegangen. Nur eine infolge Ueberlieferung niedergelegte Notiz in den Magistratsakten besagt, daß der Wald „verfrühstückt worden sei.

Aus einer vom 22. April 1841 datierten Verhandlung geht hervor, daß hier ein gemeinschaft-

Bürgermeister Blaschguda
Landsberg OS.

Kath. Kirche
in Groß-Lassowitz.

licher Schweinehüter angestellt war. „§ 1. Es verpflichtet sich der Thomas Kukla, das Schwarzvieh sämtlicher hiesiger Bürgerschaft und Schutzverwandten für den Preis von 3½ Sgr. pro Stück von Georgi bis Martini auf 3 Jahre zu übernehmen und erhält außer dem jährlichen Hütegeld pro Stück noch 1 Sgr. Austreibegeld. Letzteres wird sofort beim Austreiben der ersten Herde und das letztere in zwei Terminen und zwar Johanni mit 1 Dgr. und 9 Pfg. pro Stück und zu Martini in gleicher Höhe bei Vermeidung sofortiger Exekution bezahlt. § 2. Kukla übernimmt auch zugleich die Verpflichtung, für jeden durch die seiner Aufsicht anvertraute Schweineherde während des Hütens verursachten Schaden persönlich einzustehen und das Schwarzvieh nicht so wie der bisherige Schwarzviehhirt Lissok zu hauen resp. zu verletzen, sondern, so wie es jedem Hirten zukommt, darauf zu sehen, daß auch seine ihm zu Diensten stehenden Nebenhirten das Schwarzvieh auf keine Weise durch unvorsichtige Schläge verletzen." 1824 wurden 120 Schweine gehütet. Das oft nicht pünktlich gezahlte Hütegeld wurde durch den Stadtexekutor eingetrieben. Als Schuldner ist in den Akten oft Apotheker von Tluk genannt. Beim Einsammeln der Herde begab sich der Hirt auf den Ring und tutete auf seinem Widderhorn, worauf die Borstentiere zusammenliefen. Ende der 50er Jahre hörte dieser Brauch des Austreibens auf. 1852 wütete die Cholera hier in derartiger epidemischer Weise, daß der sechste Teil der Bevölkerung dieser fürchterlichen Krankheit zum Opfer fiel. Der Begräbnisplatz um die kath. Kirche reichte nicht aus. Man begrub die Toten vor der Stadt und so entstand der jetzige Friedhof. Menschenfreunde aus allen Gegenden schickten Mittel zur Pflege, Bekleidung und Ernährung. In bar kamen 2720 Taler ein.

Im Jahre 1896 wurde die Kleinbahn Rosenberg — Landsberg eröffnet, die 1899 ihre Verlängerung bis Zawisna fand. Beim Ausschachten fand man in der Nähe des hiesigen Bahnhofsgebäudes in einem irdenen Gefäße 8 Gold- und 466 Silbermünzen. Letztere sind Prager Groschen aus dem 14. Jahrhundert. Sieben Goldmünzen sind ungarische Dukaten des Königs Sigismund. Die achte ist eine italienische Münze von Giovanni Visconti, Erzbischof von Mailand und ist zwischen den Jahren 1349 und 1354 in Bologna geprägt.

Landsberg stand als sogenannte Mediatstadt unter dem grundherrlichen Schutze des Besitzers des Gutes Landsberg. Er übte durch das Gerichtsamt der Herrschaft die Kriminalgerichtsbarkeit über die Stadt aus; wogegen die Zivil-Jurisdition durch ein eigenes Königl. Stadtgericht besorgt wurde. Mit Einführung der Städteordnung kam es 1808 zur Trennung von Stadt und Dominium, und Landsberg erhielt eine städtische Verwaltung mit Bürgermeistern an der Spitze. Ihre Namen sind folgende: 1808 Kreißig, 1830 Knorr, 1838 Richter, 1847 Hirsch, 1848 Hauptmann von Gordon, 1849 Pusch, 1858 Kodron, 1872 Schubert, der nach Ablauf der Wahlperiode nicht wiedergewählt wurde; 1885 Ziegenhorn, der 1900 starb; 1901 Wieczorek, früher Lehrer in Althammer OS. Er wurde als Bürgermeister von Ujest gewählt. Seit dem 23. August 1906 lenkt Bürgermeister Blaschguda die Geschicke unseres Städtchens und — so Gott will — in eine glückliche Zukunft.

Die katholische Kirche in Groß Lassowitz.

von Erzpriester Hencinski, Groß Lassowitz.

Im Verzeichnis des Peterpfennigs für das Archipresbyterat Oppeln von 1447 wird die Kirche von Lassowitz theutonicale erwähnt. Also hieß damals Groß Lassowitz Deutsch Lassowitz, während nach derselben Quelle Klein Lassowitz Lassowitz polonicale, also Polnisch Lassowitz hieß. Lassowitz ist gleich Walddorf. Noch heute führen die beiden Lassowitz diesen Namen zu Recht, denn noch heute sind beide Dörfer Waldenklaven.

Nach der Chronik der evang. Schule zu Groß Lassowitz, die vom Herrn Hauptlehrer Dalibor verfaßt ist, soll der jetzige Standort von Groß Lassowitz nicht der ursprüngliche sein. Ursprünglich soll Groß Lassowitz zwischen Klein Lassowitz und Kudoba an der jetzigen Eisenbahnstrecke etwa in der Mitte zwischen den Stationen Lassowitz und Sausenberg gestanden haben. Der Grund zu der Umstellung soll ungesunde Lage des früheren Standortes gewesen sein. Nach Dalibor ist die erste Kirche in Groß Lassowitz im Jahre 1350 erbaut worden. Nach H. Lutsch ist hier 1519 ein Neubau der Kirche aufgeführt worden. Die

Kirche ist Allerheiligen geweiht worden; diese hl. Schutzpatrone hat sie noch heute.

Im kirchlichen Visitations-Protokoll vom Jahre 1679 heißt es aber, daß sie im Jahre 1599 von den Evangelischen erbaut worden ist — 20 Ellen lang, 11 Ellen breit, mit 4 Fenstern, von Holz, dazu ein hölzerner Glockenturm mit 3 kleinen Glocken. Das dürfte die jetzige Kirche sein. Es ist nun kaum anzunehmen, daß nachdem erst 1519 ein Neubau aufgeführt worden ist, schon nach 80 Jahren wieder ein Neubau ausgeführt worden ist. Vermutlich handelt es sich um ein und denselben Bau, nur differieren die Zeitangaben. Man dürfte wohl annehmen, daß das Visitations-Protokoll die richtige Jahreszahl nennt; denn ein Mal waren seither erst 80 Jahre verstrichen, zudem dürfte sich Visitator auf amtliche Angaben gestützt haben, des anderen ist die Zeitspanne zwischen 1350 und 1519 für eine Holzkirche zu kurz, — erfahrungsmäßig haben Holzkirchen eine viel längere Lebensdauer — es müßte denn sein, daß sie abbrennen. Bis zur Reformation sollen sowohl Groß Lassowitz als auch Klein Lassowitz selbständige Parochien mit eigenen Pfarrern gewesen sein. Als die Reformation ausbrach, scheinen aber Groß Lassowitz und Klein Lassowitz mit ihren zugehörenden Ortschaften sich bald der neuen Lehre angeschlossen zu haben mit Ausnahme einiger weniger Personen, denn beide Kirchen, die in Groß Lassowitz, sowie die in Klein Lassowitz, sollen von den Anhängern der neuen Lehre in Besitz genommen worden sein, richtiger wird es wohl sein, wenn man sagt „in Mitbesitz", wofür manches zu sprechen scheint. Das mag schon ziemlich frühzeitig geschehen sein, etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts; denn in einer Verhandlung über die Verlegung des Pfarrsitzes vom 15. 6. 1825 heißt es: „Schließlich wird hiermit anerkannt, daß sämtliche Interessenten der hiesigen errichteten neuen katholischen Parochie, obschon sie seit Jahrhunderten mit ihren respektiven Kirchen und Gebäuden zur Parochie Bodland gehört und derselben assigniert gewesen ist, nie eine Verpflichtung gehabt haben, zu baulicher Unterhaltung der Kirche, Pfarr- und Küstergebäude zu Bodland das Geringste beizutragen." Also schon seit Jahrhunderten waren die Katholiken der Parochien Groß- und Klein Lassowitz zu Bodland geschlagen.

Nach Dalibor wurden beide Kirchen im Jahre 1701 den Katholiken wieder zurückgegeben, — die Pastorierung von Bodland aus ist aber weitergeblieben. Wahrscheinlich war die Zahl der Katholiken noch zu klein, um ihnen einen eigenen Seelsorger zu bestellen. Hierbei scheint aber Klein Lassowitz, was Zahl der Katholiken anlangt, Groß Lassowitz überragt zu haben; denn seit dieser Zeit erscheint nur die Klein Lassowitzer Kirche als Mutterkirche, während die Groß Lassowitzer Kirche ausdrücklich Filialkirche genannt wird. Es gab ja auch in Klein Lassowitz noch ein Pfarrhaus, sowie Wirtschaftsgebäude, dazu eine Pfarrwidmut von 43 Morgen 103 □ Ruthen Acker, 8 Morgen und 103 □ R. Wiese, ein Hofraum von 4 Morgen und 54 □ R. Ein Pfarrer war zwar nicht da. Die Gebäude haben sich bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten. Sie sind durch Brand vernichtet worden und nie mehr neu aufgeführt. Das Brandjahr steht nicht genau fest, die Akten geben es verschieden an, bald 1804, bald 1810.

Etwa um das Jahr 1825 begann der damalige Pfarrer von Bodland, Erzpriester Becker als Administrator der Parochie Kl. Lassowitz und der Filiale Gr. Lassowitz die Bestellung eines eigenen Seelsorgers für diese Bezirke zu betreiben, jedoch wollte er Groß Lassowitz zum Pfarrort haben, die Erhebung der Kirche in Gr. Lassowitz zur Mutterkirche, die Umwandlung der bisherigen Mutterkirche zu Kl. Lassowitz aber zur Filialkirche von Gr. Lassowitz. Da Pfarrer, Bischof und Patron darin einig gingen, so geschah es, daß tatsächlich durch Regreß vom 31. Mai 1839 die Parochie Gr. Lassowitz mit Kl. Lassowitz als Filiale errichtet wurde.

Die Pfarrwidmut in Kl. Lassowitz sollte die Patronatsherrschaft übernehmen, dafür aber eine solche aus ihrem Groß Lassowitzer Besitz in gleicher Größe dem Pfarrer zuteilen. Dies ist freilich unterblieben und zwar auf Betreiben des Erzpriesters Becker, er hielt nämlich nicht viel von Widmut; denn, wie er schreibt, was die Widmut bringt, das verzehrte das Gesinde, dem Pfarrer aber bleibe davon bloß der Aerger. Das Patronat war damit einverstanden, nahm die Kl. Lassowitzer Pfarrmidmut in Erbpacht und zahlte dem Pfarrer einen jährlichen Erbpachtzins von 44 Thalern, 6 Silbergroschen und 7 Pfennigen. Im Jahre 1874 wurde dieser Erbpachtzins gegen Erlegung von 2355 Thalern, 14 Silbergroschen und 7 Pfennigen abgelöst. Durch die Inflation ist dieser Fonds sehr zusammengeschmolzen.

Das jetzige Pfarrland in Groß Lassowitz beträgt etwa 7½ Morgen.

Zur Zeit der Umstellung gehörten zur Pfarrei Gr. Lassowitz die Ortschaften Trebitschin, Thule und Marienfeld, beide letzteren bloß als Gastgemeinden, und der Filialbezirk Kl. Lassowitz umfassend die Ortschaften Kl. Lassowitz und Jaschine mit Ausbauten. Seit dem 9. September 1857 ist Thule selbständige Parochie; Marienfeld ist Thule zugeschlagen.

Seit 1908 hat Jaschine eine eigene geräumige Begräbniskapelle und einen eigenen Friedhof um die Kapelle herum. Bemerkenswerte Altertümer oder Kunstschätze sind nicht vorhanden.

Die Parochie zählt zur Zeit rund 1800 Seelen. Die hiesigen Pfarrakten beginnen erst mit dem Jahre 1834, über die Vorzeit enthalten sie fast gar nichts. Die Matrikelbücher beginnen mit dem Jahre 1838. Man sollte annehmen, daß noch Akten der Kl. Lassowitzer Parochie vorhanden sein müßten, indessen beim Pfarramt Gr. Lassowitz sind keine. Das Pfarramt Bodland behauptet, auch keine zu haben. Die Matrikelbücher beim Pfarramt Bodland beginnen mit dem Jahre 1718 Es ist schon möglich, daß Akten und Matrikelbücher aus der Vorzeit, wie das schon häufig vorgekommen sein soll, namentlich in Kriegszeiten, von einem Brande vernichtet worden sind.

Die Reihe der Geistlichen, welche hier gewirkt haben, ist folgende:

1. Johannes Pietzka, bisher Kaplan in Polnisch Wartenberg, vom 20. 7. 1838 bis 24. 5. 1839. Er ging als Administrator nach Brolin.
2. Seit 24. 5. 1839 Franz Kellner, bisher Kaplan in Rosenberg OS. Zuerst war er 3 Jahre Administrator und dann erst Pfarrer. Er starb hier am 15. 5. 1878, 76 Jahre alt und ist auf dem hiesigen Kirchhofe beerdigt, bis jetzt der einzige von der Gr. Lassowitzer Geistlichkeit.
3. Vom 15. 5. 1878 bis 23. 1. 1884 war die Pfarrei infolge des Kulturkampfes unbesetzt. Sie wurde vom Thuler Pfarrer Müller mitverwaltet.
4. Seit dem 23. 1. 1884 wirkte hier als Seelsorger — eine förmliche Anstellung war wegen des Kulturkampfes unmöglich — der bisherige Fundatist von Gr. Stein Kempa. Schon den 20. 11. 1885 ging er als Seelsorger nach Ellguth-Zülz.
5. Vom 20. 11. 1885 an wirkte hier als Seelsorger Eusebius Stephan. Auch er verließ schon nach kurzer Zeit den Ort und zwar am 4. 11. 1887. Er ist etwa 1897 als Pfarrer von Sodow gestorben.
6. Auf Stephan folgte am 4. 11. 1887 als Seelsorger Franz Böhm aus Casimir. Er wirkte hier bis 9. 7. 1888.
7. Ihm folgte am 9. 7. 1888 zuerst als Pfarradministrator, dann als Pfarrer Josef Gawenda Nach dem Tode des Pfarrers Müller hat er Thule mit administriert. Sein Abgang fällt in den August 1898.
8. Hierauf Administration von Thule aus durch den dortigen Pfarrer Robert Adamek.
9. Vom 20. 7. 1899 an Administrator Prokisch, bisher Kaplan in Tarnowitz. Er geht Ende 1904.
10. Vom 3. 11. 1904 an Pfarrer Josef Kulig, bisher Kaplan in Belk. Er wirkte hier bis 12. 6. 1907.
11. Vom 12. 6. 1907 bis 27. 3. 1913 Administrator Johannes Kudera.
12. Vom 27. 3. 1913 an Pfarrer Carl Arndt, zuletzt Kaplan in Lubetzko. Sein Abgang fällt in den Anfang Mai 1921.
13. Auf ihn folgte Administration von Thule aus durch den dortigen Pfarrer Paul Kaletta bis Ende Juni 1922.
14. Ende Juni 1922 übernahm die Pfarrei der jetzige Pfarrer Gustav Hencinski, zuletzt durch 20 Jahre Pfarrer von Lubetzko und Erzpriester des Archipresbyterats Lublinitz.

Bis zur Errichtung der kath. Pfarrei Groß Lassowitz gab es hier nur eine Schule und zwar eine evangelische mit einem evangelischen Lehrer. Diese Schule besuchten alle Kinder ohne Unterschied der Konfession. Auch die Trebitschiner Kinder waren hier eingeschult. Wie für den Religionsunterricht der kath. Kinder gesorgt war, geht aus den Akten nicht hervor. Erst 1835 schickte die Regierung den ersten kath. Lehrer hierher, der als Adjurant in der evang. Schule mitunterrichtete und den kath. Kindern Religionsunterricht erteilte. Er wurde auch Organist an der kath. Kirche.

1854 wurde auf dem Grundstück des Leopold Muschalla gegenüber der kath. Kirche das erste kath. Schulhaus gebaut. Am 24. 10. 1874 ist es abgebrannt. Das neue kath. Schulhaus wurde auf demselben Grundstück erbaut. Es ist dasselbe, was jetzt noch steht.

Von den kath. Lehrern sind folgende Namen ermittelt worden: Beyer, Wagner, Schleier, Engelmayer, Janiecz, Kruppa, Kijonka, Schneider. Der jetzige Lehrer und Organist heißt Theodor Jary.

Es dürfte auch interessieren, einiges über das Patronat zu erfahren.

Im Visitationsprotokoll vom Jahre 1679 ist als Patron beider Kirchen der Besitzer der Dominien Gr. und Kl. Lassowitz Dubrawka, lutherischer Konfession genannt. Im Visitationsprotokoll von 1687/88 ist als Patron beider Kirchen Franciscus Bautscher, Freiherr von Slegen und Lilienberg genannt, demselben steht auch das Patronat zur Kirche in Bodland zu.

Nach Dalibor kaufte im Jahre 1763 die ganze Sausenberger Herrschaft, also auch Gr. und Kl. Lassowitz der kurfürstliche sächsische Geheimrat Julius Gebhard Graf von Hoym. Von ihm kaufte den Besitz eine Frau Fürstin von den Osten. 1799 ging der Besitz wieder im Wege des Kaufs an einen Fürsten von Hohenlohe-Oehringen über. Bei dieser Familie ist er geblieben. Jetzt ist der Besitz Fideikommiß und gehört dem Fürsten Hans von Hohenlohe-Oehringen auf Slawentzitz.

Etwas von der evangelischen Kirche in Groß Lassowitz.

von Pastor Weigel, Groß Lassowitz.

Von den vier evangelischen Kirchen im Kreise Rosenberg ist die in Groß Lassowitz, von der Kapelle in Botzanowitz abgesehen, die jüngste. Zwar wohnen in der Kirchengemeinde alteingesessene evangelische Leute. Sicher sind auch die kath. Kirchen in Groß Lassowitz und Klein Lassowitz entweder ursprünglich oder eine Zeit lang evangelisch gewesen. Diese beiden Ortschaften sind ja auch, wenn man von den später gegründeten Kolonien Marienfeld und Marienau absieht, die einzigen überwiegend evangelischen Dörfer im Kreise und bilden jetzt den Hauptbestandteil der evangelischen Kirchengemeinde. Nachdem ihnen aber ihre Kirchen verloren gegangen waren, hielten sie sich Jahrhunderte hindurch zur Kirche in Kreuzburg. Es war ein weiter und beschwerlicher Weg von 13 bis 18 km, den die Evangelischen bis zu ihrer Kirche zurückzulegen hatten. Die Alten sprechen noch heute gern und mit einem gewissen Stolz davon, wie sie als Schulkinder wöchentlich zweimal diesen weiten Weg zum Konfirmanden-Unterricht zu Fuß zurücklegen mußten. Und wie grundlos mag der Weg manchmal gewesen sein. Eine Kunststraße nach Kreuzburg gab es damals noch nicht. Es ist verständlich, daß man sich nach einem eigenen Gotteshause sehnte. Aber es dauerte noch lange, bis diese Sehnsucht in Erfüllung ging. Zunächst wurden seit dem Jahre 1826 in der Schule durch den Lehrer von Zeit zu Zeit Erbauungsstunden gehalten, dann im Jahre 1834, nachdem ein Erweiterungsbau der Schule erfolgt war, in ihr regelmäßige Gottesdienste durch Kreuzburger Geistliche eingerichtet. Endlich am Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnte man hoffen, daß der Bau einer evangelischen Kirche in Groß Lassowitz zustande komme. Einflußreiche Männer der Gemeinde — so namentlich der damalige Hüttenarzt Dr. Biertel in Sausenberg — und im Kirchenkreise legten sich ins Mittel, dem Ziele näherzukommen. Freilich aus eigenen Kräften konnte die Gemeinde sich eine Kirche nicht bauen. Wenn sie auch selbst große Opfer brachte, ermöglicht wurde der Bau nur durch die großzügige Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins, der den Hauptanteil der Baukosten übernahm. Im Jahre 1864 wurde der Grundstein gelegt und am 29. Juni (Peter-Paul) 1866 fand unter großer Beteiligung von nah und fern die Einweihung statt. Es war in den Tagen des deutsch-österreichischen Krieges, und über der Freude der Gemeinde an ihrem neuen Gotteshause lag drückend die Sorge um die im Kampf stehenden Söhne und den Ausgang des Krieges. Gleichzeitig wurde Groß-Lassowitz mit den Ortschaften Klein-Lassowitz, Grunowitz, Jaschine, Marienfeld, Trebitschin, Thule, Laskowitz und Sausenberg — etwa 1800 Seelen — eine selbständige Kirchengemeinde mit ihrem eigenen Pfarrer. Ein Pfarrhaus fehlte noch, und der Pastor mußte 12 Jahre lang in einer ärmlichen Hütte Wohnung nehmen. Erst im Jahre 1878 wurde ein schönes, geräumiges Pfarrhaus mit den nötigen Wirtschaftsgebäuden errichtet. Leider ist dieses am 13. Februar 1913 bis auf die Grundmauern niedergebrannt, dann aber bald wieder aufgebaut worden, so daß das neuerstandene im Herbst desselben Jahres bezogen werden konnte.

Die Kirche selbst ist ein schlichter Rohbau, auch

Evangelische Kirche in Groß-Lassowitz.

in ihrem Inneren von einfachem Schmuck. Charakteristisch ist ihr verhältnismäßig hoher Turm, der weither sichtbar ist. Die drei schönen Glocken in ihm läuteten 51 Jahre lang mit ihrem vollen schönen Klange zu Gottes Preis und erfreuten und erhoben die Herzen der Gemeinde. Da kam der große Krieg mit seinen grausamen Forderungen, und zwei dieser Glocken wurden sein Opfer. Es ging ein tiefes Erbeben durch die Gemüter aller, als sie zum letzten Mal ihren ehernen Mund auftaten und sie, die so lange die freudigen und traurigen Geschicke der Gemeindeglieder mit ihren Tönen begleiteten, nun unter den schweren Hammerschlägen zerbarsten und zersprangen. Manches Auge wurde tränenvoll, und manche bange Sorge und unheilvolle Ahnung wurde laut. Erst im Jahre 1925 konnte die Gemeinde an die Wiederbeschaffung der abgelieferten Glocken denken. Nachdem die Kosten durch freiwillige Beiträge aufgebracht waren und der Glockenguß gelungen war, wurden die Glocken am 2. Juli 1925 in feierlichem Zuge eingeholt, am nächsten Tage aufgezogen und an dem darauffolgendem Sonntage geweiht.

Bereits vor dem Kriege war für die Ortschaften Klein Lassowitz, Grunowitz und Marienau, deren Einwohner einen Weg bis zu 11 km zur Kirche zurückzulegen haben, der Bau einer Kirche in Klein Lassowitz geplant. Die Baukosten waren zum größten Teil vorhanden, auch der Bauplatz war erworben. Eben waren die Verhandlungen über den Bau eingeleitet, da vernichtete der Krieg alle Pläne, und die Baugelder sind ein Opfer der Inflation geworden. Die Gemeinde hat bis jetzt an eine Wiederaufnahme ihrer Baupläne nicht denken können. Als schwacher Trost und geringer Ersatz werden monatlich einmal in der Schule zu Klein-Lassowitz Gottesdienste abgehalten.

In der Kirche zu Groß-Lassowitz werden die Gottesdienste sonntäglich in deutscher und alle 14 Tage auch in polnischer Sprache gehalten. Als Schreiber dieser Zeilen vor 31 Jahren sein hiesiges Amt antrat, war es noch umgekehrt. Da waren die polnischen Gottesdienste noch die Regel. Seitdem hat das Deutschtum in der Kirchengemeinde eine starke Förderung erfahren. Zwar waren die Gemeindeglieder im Herzen immer gut deutsch, und polnische Gesinnung lag ihnen immer vollkommen fern. Aber an ihrer polnischen Muttersprache hingen sie sehr und sie wären unglücklich gewesen, wenn man sie ihr vor allem in ihren Gottesdiensten mit Gewalt hätte nehmen wollen. Der stetige Fortschritt der deutschen Sprache entwickelte sich auf der Grundlage der deutschen Gesinnung und durch die deutsche Schule gefördert in natürlichen und gesunden Bahnen. So sind jetzt die deutschen Gottesdienste 4 bis 5 mal so stark besucht wie die polnischen. Die jüngere Generation hält sich ausschließlich zu den deutschen. Während früher die Beerdigungen fast allgemein in polnischer Sprache stattfanden, gehört das gegenwärtige zur Seltenheit, weil auch die Alten mit Rücksicht auf die jüngeren die Feier meist in deutscher Sprache begehren. Trauungen und Taufen werden schon seit Jahren nur in deutscher Sprache vollzogen.

Von wesentlicher Bedeutung nicht nur für das gesamte kirchliche Leben, sondern auch – und nicht zuletzt – für die deutsche Sache sind die von der Kirchengemeinde mit erheblicher Unterstützung seitens staatlicher und kommunaler Stellen getragenen Kleinkinderschulen. In Klein Lassowitz wurde eine solche im Jahre 1896 und in Groß Lassowitz im Jahre 1899 errichtet. Beide, mit geringen Unterbrechungen von Diakonissen, die gleichzeitig in der Gemeindepflege tätig waren, geleitet, sind diese Anstalten in jeder Beziehung zum reichen Segen für das äußere und innere Gemeindeleben geworden. Nachdem beide Schulen aus Mangel an Geldmitteln in der Nachkriegszeit ihren Betrieb hatten einstellen müssen, konnten sie im Jahre 1927 zur großen Freude von Groß und Klein wieder eröffnet werden. Sie werden in Groß-Lassowitz von etwa 40 und in Klein-Lassowitz von über 60 Kindern besucht. Leider sind die Unterhaltungskosten im Verhältnis zur Vorkriegszeit bedeutend größer und ihre Beschaffung macht manche Schwierigkeit und Sorge. Hoffentlich wird es möglich sein, den Bestand beider Kleinkinderschulen für die fernere Zukunft zu sichern.

Auch die hiesige Kirchengemeinde hat im großen Kriege schwere Verluste erlitten. 76 Gemeindeglieder haben auf dem Felde der Ehre für Heimat und Vaterland ihr Leben geopfert. Zu ihrem dauernden Gedächtnis ist vor kurzem eine in Eichenholz geschnitzte, künstlerisch ausgeführte Ehrentafel in der Kirche angebracht worden.

Vor ähnlichen schweren Erschütterungen wolle Gott unsere Gemeinde, unsere Heimat, unser Vaterland in alle Zukunft beschützen.

Der Einsiedler bei der St. Anna-Kirche.

Von Heinrich Luppa.

1697 starb im Spital der einstmalige Wirtschafter der P. P. Augustiner Laurentius Chylek. (Das „alte Spittel" stand unweit der sogen. Knüppelbrücke, vor dem heut verschwundenen Corporis Christi-Friedhofe, wo sich jetzt die neue prächtige Pfarrkirche erhebt. Aus den Fenstern des Spitals sah man weit die Kleine Vorstadt entlang. Der Mann unternahm nach dem Tode seiner Ehefrau mit einem jungen Genossen eine Pilgerreise nach Rom. Es konnte 1674 gewesen sein. Bei den damaligen Reise- und Sicherheitsverhältnissen ein nicht geringes Wagnis. Papst war zu dieser Zeit Klemens X. In der ewigen Stadt ließ sich Chylek in den 3. Orden des hl. Franziskus aufnehmen. Glücklich in die Heimat zurückgekehrt, erbaute er bei St. Anna eine Einsiedelei. Viele Jahre hütete er das Heiligtum von St. Anna. Seine letzte Ruhestätte soll der Fromme ebendort gefunden haben. Ob in der Annenkirche selbst oder an derselben, ist nicht ermittelbar. Irgend eine Grabstelle in der Kapelle selbst oder hart an ihr, ist nicht zu bemerken. Eine gemauerte Gruft hätte sich bis heut erhalten. Der alte Einsiedler Chylek scheint übrigens verehrt und geliebt worden zu sein. Der 80jährige jüdische Lehrer Salomon Friedmann, ein Rosenberger und in der Ortsgeschichte seiner Vaterstadt wohlbewanderter Mann, starb 1920 als Privater in Königshütte, erzählte mir von einer in der Bürgerschaft von Rosenberg ehedem erhalten gewesenen Sage, daß Hirten, welche auf der skotnica (Hutung zwischen der Kleinen Vorstadt und St. Anna -- es gab auch noch andere skotnicas, so gegen Schoffschütz und Guttentag —) ihr Vieh weideten und an Chyleks Grabe fromme Weisen auf ihren hölzernen Pfeifen (piscrocas) spielten. Warum? Weswegen? ist vergessen. Laurentius Chylek hatte die erste (langschiffige) Kapelle auf seine Kosten mit Brettern neu dielen und für sie eine Kanzel und 2 Beichtstühle anfertigen lassen. Anfänglich besaß das Kirchlein keine Dielung. Erst „gegen" 1630 schenkte ein gewisser Wachowski, — wer denkt dabei nicht an Wachow und Wachowitz?! — der am westlichen Ende der Großen Vorstadt ein Vorwerk besaß, (vielleicht das spätere von Ludenia) Bretter, mit denen die Kirchväter die Kirche dielen ließen. Ob Chylek der erste Einsiedler bei St. Anna war, ist fraglich.

Es scheint wenig glaubhaft, daß das einsam liegende Kirchlein bei dem tiefgläubigen Sinne unserer Altvorderen bis 1675, wo sich Chylek dort seine Klause baute, in früheren unsicheren Zeiten ohne jeglichen Schutz und ohne Aufsicht geblieben. — Die Einsiedelei mag wohl da gestanden haben, wo sich jetzt das Försterhäuschen befindet —. Noch vor 45—50 Jahren hieß es bei den Jungen Rosenbergs: „Wir wollen beim Einsiedler Hasen und Vögel fangen". Der Klausner bei St. Anna lebte also noch in der Erinnerung. Die gelegentliche Frage in einem jugendlichen Kriegsrat: Warum beim Einsiedler? wurde dahin beantwortet: „Weil's dort viele Hasen und Vögel gibt. Sie kommen immer dorthin, weil sie der Einsiedler zu Ruh gelassen, sie gefüttert und gepflegt hat". Also! Und wir Buben lauerten oftmals mit einer Vogelfalle und mit Schlingen aus Schnur bei der Annakapelle, natürlich ohne jeden Erfolg an Jagdbeute, dafür aber mit desto sicherem Prügelergebnis am nächsten Tage bei den Eltern oder in der Schule bei Rektor Lauer und bei Lehrer Heisig. Die Jagdbetätigung beim Einsiedler gaben wir schließlich auf, eine unerklärliche Gespenstererscheinung vom Annenfriedhof her, welcher Art weiß ich nicht mehr, uns das Wildern und Vogelstellen verleidet hatte.

Die katholische Pfarrkirche in Kudoba.

1. Lehrer Max Gebel, Wendrin.

Die heut zur Parochie Kudoba gehörenden Ortschaften Kudoba, Sausenberg, Kaminitz und die Ausbauten Schreiberau, Sobisch und Rydzek waren bis zum Jahre 1907 ein Bestandteil der Parochie Rosenberg und erhielten ihre gottesdienstliche Versorgung in dem Holzkirchlein zu Wendrin. Die weite Entfernung von der Mutterkirche (Kudoba 10 km, Sausenberg 13 km) ließ zu Anfang unseres Jahrhunderts den Plan reifen, für diese Orte eine eigene Pfarrei zu errichten. Pfarrer Alexander wollte Wendrin zur Pfarrkirche erheben und hier eine neue Kirche bauen. Die Gemeinden Kudoba und Sausenberg waren hiermit nicht einverstanden und wollten die Kirche in dem zentral gelegenen Kudoba haben. Als dieser Plan zur Ausführung kam, weigerte sich die Gemeinde Wendrin, der neu errichteten Pfarrgemeinde beizutreten und verblieb im Bestande der Pfarrgemeinde Rosenberg als Filiale. Im Jahre 1907 ließ Pfarrer Alexander die Kirche nach den Plänen des Baumeisters Skaletz, Kreuzburg, in gotischem Stil erbauen. Das Grundstück, auf dem Kirche (mit Friedhof) und Pfarrei stehen, wurde der Pfarrgemeinde von dem Bauergutsbesitzer Philipp Jagoda, Kudoba, geschenkweise überlassen. Eifrige Sammlungen in den Gemeinden brachten an freiwilligen Gaben 75 000 Mark als Baukosten auf, ein schönes Beispiel von der Opferwilligkeit des oberschlesischen Volkes. Schon am 10. Juli 1907 konnte Pfarrer Alexander das neue Gotteshaus weihen und der Fürsorge des neuen Seelsorgers, Kuratus Menzel, anvertrauen. Unter dessen Leitung geschah die innere Ausstattung der Kirche. Durch strenge Wahrung des rein gotischen Stils wurde die harmonische Übereinstimmung des äußeren Baues mit der inneren Ausschmückung hervorgebracht, eine Tatsache, die auch dem oberflächlichen Beobachter auffallen muß. Die oftmals recht „kitschig" anmutende Ausschmückung gerade neuerer Kirchenbauten wurde glücklich vermieden. Den Hochaltar schmücken eine lebensgroße Herz-Jesu-Figur als Altarbild und 13 Holzfiguren, von der Kunstanstalt F. A. Boesken-Liegnitz im Jahre 1908 in massiver Eiche erbaut und mit reicher, gotischer Ornamentik umgeben. Ebenso gediegen wie künstlerisch ausgestattet sind die beiden Nebenaltäre, Mater dolorosa und St. Josephus. Der ebenfalls gotische Grabaltar wurde von dem Bildhauer Franz Reyle in Düsseldorf nach eigenen Entwürfen hergestellt. Gotische Figuren, Mutter Gottes (von Boesken, Liegnitz) St. Antonius, St. Franziskus (von Bildhauer Jos. Riesser, Brixen) schmücken die Pfeiler und St. Cäcilia (von Bildhauer Scheel, München, nach dem Motiv des Bildhauers Tilman Riemenschneider) die Chorbrüstung. Die Kreuzwegstationen wurden nach Originalen von Feuerstein durch Kunstmaler Menzel, einem Bruder des Ortsgeistlichen, gemalt. Von demselben Künstler stammt das Altar-Fastenbild, Christus am Kreuze. Auch heimische Künstler haben an der Ausschmückung des Gotteshauses mitgewirkt. Das Rahmenwerk der Kreuzwegbilder wurde von dem Tischlermeister Schwientek in Laskowitz, Kreis Rosenberg, handgeschnitzt. Von demselben Meister wurde auch die Kanzel in gotischem Stil mit Rückwand und Aufsatz handgeschnitzt hergestellt. Besonders der Kanzelaufsatz ist mit reicher Ornamentik ausgestattet und von recht guter, künstlerischer Wirkung. Die Füllungen der Kanzelstiege, des Korpus und der Rückwand wurden von dem Architekten August Wittig, München, in Tiroler Gotik nach eigenen Entwürfen künstlerisch wirkungsvoll ausgemalt. Die Rückwand trägt die Inschrift κήρυξον τὸν λόγον (verkünde das Wort!). Auch die Kommunionbank in gotischem Stil wurde von Meister Schwientek, Laskowitz, handgeschnitzt. Unter größten Opfern in der schwersten Inflationszeit gelang es der Kirchengemeinde eine der Größe des Gotteshauses entsprechende Orgel zu bauen. Sie entstammt der Orgelbauanstalt Berschdorf, Neisse, und enthält 15 klingende Stimmen nebst 14 Koppeln und Spielhilfen. Das Gehäuse, nach einem Entwurf des Architekten Wittig, München, ist dem Stil der Altäre und der Kanzel angepaßt. Die Orgelempore mit einem Abschlußgitter aus Zirbelholz in spätgotischer Ornamentik trägt zwei musizierende Engel in gotischem Stil nach Originalen aus dem National-Museum in München. Den reich mit Bäumen bepflanzten Friedhof ziert ein Holzkreuz mit Rückwand und Überdachung nach dem Muster des Votivkreuzes in Aufhausen am Starnberger See. Es wurde nach einer Zeichnung des Malers Schelinsky, Rosenberg, von heimischen Tischlern gefertigt. Erst im Jahre 1927 konnten die während des Krieges eingeschmolzenen Glocken durch neue ersetzt werden. Im Präfationston (as-des-es) ab-

gestimmt klingt ernst und würdig ihr Gottesruf. In diesem Jahre erhielt die Kirche eine wirkungsvolle elektrische Lichtanlage.

Nach einer Ortslegende soll schon vor grauen Zeiten in Kudoba eine Kirche gestanden haben. Diese Holzkirche sollen die Kudobaer Bauern am Biertische an die Gemeinde Skronskau ver... kauft haben. Dieser (allerdings unverbürgte) Vorgang ist auch typisch oberschlesisch: „Gott sorgt für mich, was soll ich sorgen!"

In Gedanken.

Von Paul Dräther, Lomnitz

Mein Lieb, ich bet' für Dich,
Derweil Du ruhst.
Ich weiß, daß Du für mich
Dasselbe tust.

Mein Lieb, Du bist so weit
Ach wohl von hier.
Das Herz ist stets bereit:
Komm her zu mir!

Ich küsse Dich im Traum –
Ich denk und sinn — —
Da eilt durch weiten Raum
Die Seele hin.

Lieg still und warte fein
Und träum so fort.
Es wird so schön doch sein –
Bald bin ich dort.

Dann aber halt ich Dich
Und schau Dich an
Ich nehm' Dich fest an mich,
Und weißt Du — dann

Laß ich Dich nicht mehr los
Und küss' Dich leis.
Weil ich auf Deinem Schoß
Nichts Bess'res weiß.

Kath. Kirche in Kudoba.

Transferierung der alten Schrotholzkirche in Zembowitz.

Von Erzpriester Herold.

Oberschlesien ist durch seine Schrotholzkirchen bekannt. Bis heute gilt als die älteste erhaltene Schrotholzkirche die in Pniow, Kreis Gleiwitz, aus dem Jahre 1506. Die früheren sind durch Menschenhand oder Feuersbrunst zerstört worden. Die größte Gefahr für die meist räumlich unzulänglich gewordenen alten Holzkirchen ist die Sucht der Dorfgemeinden, sie durch moderne Steinkirchen zu ersetzen. Diesem Bestreben ist manche köstliche Perle alter Holzkunst zum Opfer gefallen.

Auch der alten Schrotholzkirche in Zembowitz wäre es so ergangen, wenn nicht die tatkräftige Fürsorge des Provinzialkonservators Dr. Burgemeister sie vor der Vernichtung bewahrt hätte. Die in einem Abstand von nur wenigen Metern davon erbaute Steinkirche hat die Holzkirche überflüssig gemacht, und seit zirka 14 Jahren geht der Streit darum, was mit ihr geschehen soll. Im Jahre 1913 verfügte das Fürstbischöfliche Amt in Breslau, daß die alte Holzkirche in Zembowitz durch die Sicherheitspolizei zu schließen und abzusperren sei. Gleichzeitig erhielt der Kirchenvorstand von Zembowitz vom Fürstbischöflichen Amt den Auftrag, bei der Regierung die Genehmigung zum Abbruch wegen des gefahrdrohenden Zustandes und der Feuergefährlichkeit einzuholen. Auch sollte der Kirchenvorstand Interessenten auf die alte Schrotholzkirche zwecks Wiederaufbaues aufmerksam machen. Dieser Anregung des Fürstbischöflichen Amtes kam der Kirchenvorstand nach, indem er kurz vor dem Kriege in oberschlesischen Zeitungen folgende Annonce veröffentlichte:

„Eine schöne Holzkirche ist zu verschenken!"

Mehrere Bewerber um das Kirchlein sind im Laufe der Zeit aufgetreten, unter ihnen die zur Parochie Zembowitz gehörende Gemeinde Frei-Kadlub, die Gemeinde Ellguth-Zabrze, Kreis Tost-Gleiwitz, und die Redemptoristen-Patres. Die Verhandlungen scheiterten aber immer an der Kostenfrage, die Inflation der Nachkriegszeit machte jegliche Berechnung des Abbruchs und Wiederaufbaues unmöglich.

Den unermüdlichen Bemühungen des Provinzialkonservators Dr. Burgemeister ist es schließlich gelungen, das „Oberschlesische Museum" für die Erhaltung der Zembowitzer Schrotholzkirche zu gewinnen, und dieses erbot sich im Jahre 1922 die Kirche nach Gleiwitz zu versetzen. Der Patron der Kirche Herzog von Ratibor, machte zunächst Schwierigkeiten, weil er persönlich als Bewerber um die Kirche auftrat und diese am Orte (in Zembowitz) erhalten wissen wollte. Auf Drängen des Kirchenvorstandes, der hauptsächlich wegen der Feuersgefahr der daneben stehenden neuen Kirche für den Abbruch der alten ständig eintrat, gab der Patron schließlich seine Zustimmung zum Abbruch und Wiederaufbau der Kirche in Gleiwitz, wo sie auf dem Zentralfriedhof als Begräbniskapelle Verwendung finden soll.

Gegenwärtig erfolgt der Abbruch der Kirche durch die Baufirma Josefek aus Gleiwitz. Stück für Stück der Kirche wird sorgfältig entfernt, numeriert und zur Verladung auf den Bahnhof Zembowitz gefahren. Die ersten Waggons rollen bereits nach Gleiwitz. Dort erfolgt nach beendeter Abbrucharbeit in Zembowitz, die drei bis vier Wochen dauern dürfte, der Wiederaufbau der Holzkirche.

Bei den Abbruchsarbeiten wurden im Knopf des Dachreiters, der aus Kupferblech hergestellt ist und einen Durchmesser von 78 Zentimeter hat, zwei Urkunden aus dem Jahre 1777 gefunden. Sie sind in der Kirchensprache vom damaligen Pfarrer Joannes Trzensiglowski geschrieben und von ihm und dem Kirchenvorstand unterzeichnet. Aus den beiden Urkunden ist zu ersehen, daß der Dachreiter im Jahre 1777 der Kirche, die schon seit Jahrhunderten bestand, aufgesetzt wurde. Das Erbauungsjahr ist bis heute noch nicht genau zu ermitteln, nach der Ueberlieferung fällt es in das Jahr 1453. Die vorhandenen Taufbücher stammen aus dem Jahre 1670. Man hofft, daß noch an irgend einer Stelle (vielleicht im Grundstein) Urkunden über die Gründung und das Erbauungsjahr gefunden werden. Sollte die Ueberlieferung annähernd stimmen, so dürfte Gleiwitz die Ehre haben, die älteste Schrotholzkirche Oberschlesiens zu besitzen. Außer den beiden Urkunden wurden im Knopf des Dachreiters Silbermünzen aus den Jahren 1764 bis 1776 gefunden.

Bei den schweren Kämpfen um Zembowitz beim letzten Polenputsch erhielt das Kirchlein einen Artillerie-Volltreffer. Die Granate schlug am Ostgiebel, hart am Hochaltar vorbei, ein, durchschlug die Chorbrüstung und die Orgel und blieb in einem Querbalken stecken. Beim Abbruch wurde die Granate, ein Ausbläser, und Teile derselben ge-

funden. Sie soll zum Andenken in dem Balken belassen werden.

Mit gemischten Gefühlen scheiden die Zembowitzer von ihrem alten Kirchlein, das sie seit fast 500 Jahren besessen. Das äußere Zeichen so mancher Erinnerung an Eltern, Großeltern und Vorfahren, die in der Kirche Freud und Leid erlebt, verschwindet; wehmütig schauen ihr die Zembowitzer nach. Aber auch Freude erfüllt ihr Herz, denn die große Feuersgefahr für die neue Kirche ist beseitigt. Die stattliche Steinkirche, vor deren Eingang die alte gestanden, kommt erst jetzt voll zur Geltung. Im nächsten Jahre soll sie einen würdigen Nachbar, ein ganz modernes Schulhaus, erhalten. „Glück auf!"

Ernte

v. P. Dräther, Lomnitz.

Goldene Ähren,
Den Tod erwartend,
Auf wiegenden Halmen.
Blinkende Sensen,
Aufrechte Menschen,
Voll Arbeitslust:
Daß es Hunger nicht gäbe
Und Krieg.
Nur Friede!!

Diebstahl.

Bruno Wolf, Schoffschütz.

An der Tür im Sonnengold
Steht ein wunderschönes Kind.
Weißes Kleid und Äuglein hold,
Blond Gelock umkost vom Wind.

Und sie schaut so in die Fern,
In die Fern, wohin ich geh.
Und ich seh mich um so gern,
Ob sie noch im Glanze steh.

Nun ist Stehlen Sünde zwar.
Doch, ich stahl mir dieses Bild,
weil es so verlockend war.

Frühere Schrotholzkirche in Zemborwitz
jetzt Hauptfriedhof Gleiwitz

Altar der Schrotholzkirche, Hauptfriedhof Gleiwitz.

Vor hundert Jahren.

Von Major von Aulock.

Es dürfte nur wenigen bekannt sein, daß vor hundert Jahren, von 1826—1830, ein Kind des Rosenberger Kreises und Angehöriger einer seit Urzeiten in Oberschlesien angesessenen Adelsfamilie die Mitra des Weihbischofs von Schlesien getragen hat: der Weihbischof Karl von Aulock. Sein derzeitiger Nachfolger, Herr Weihbischof Dr. Wojciech, verfaßte — ihm sei auch an dieser Stelle gedankt — ein Lebensbild des Jubilars, das wir mit seiner Erlaubnis nachstehend veröffentlichen:

„Zu seinem Weihbischof wählte Fürstbischof von Schimonsky, nachdem er den fürstbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, den Domdechanten Karl von Aulock. Seine Eltern, Karl und Josepha, geb. von Wegin, besaßen das Rittergut Seichwitz im Kreise Rosenberg. Dort wurde ihr Sohn Karl am 22. Oktober 1771 geboren. Nach Absolvierung der Humaniora bezog er 1792 die Breslauer Universität Leopoldina und lag ein Jahr philosophischen und theologischen Studien ob. Am 23. Februar ließ er sich die Tonsur und niederen Weihen erteilen, um bald darauf, am 17. Mai, als Domizellar an der Kathedrale installiert zu werden. Im April 179[5] war er ins Alumnat eingetreten, um von da aus die Vorlesungen an der Universität weiter zu besuchen und seine theologischen Studien zu beenden. Am 21. März 1795 empfing er vom Weihbischof von Rothkirch die Priesterweihe.

Er wurde Kaplan in Hochkirch, 1795 Pfarrer in Oppersdorf und am 17. Dezember 1805 residierender Domherr an der Kathedrale. Am 15. Juli 181[1] erhielt er auch die Dechantei am Kollegiatstifte in Glogau. Nach der Säkularisation des alten ging er 1812 in das neue Domkapitel über und wurde bei dieser Gelegenheit kirchlicher- und staatlicherseits als ein „würdiger und geschickter", „zu Geschäften brauchbarer Mann, der sich durch Fleiß und Pünktlichkeit empfiehlt", charakterisiert. Begreiflich ist es daher, daß ihm verschiedene wichtige Ämter übertragen wurden; er war Prokurator des Lazarushospitals, Magister Fabricae der Dom- und Kreuzkirche, Rat des Generalvikariatamts und eine Zeitlang Präses der 2. Instanz des Konsistoriums.

Seit dem 1. November 1808 war ihm das Prokuratorium des Hospitals zum hl. Lazarus in der Ohlauer Vorstadt Breslaus anvertraut. Durch seine große Sorgfalt und praktische Gewandtheit in der Verwaltung förderte er wesentlich das Gedeihen dieser wohltätigen Anstalt. Die innere Einrichtung des Hauses, Kost und Kleidung wurden verbessert und die Wohn- und Wirtschaftsgebäude durch Reparaturen und Neubauten zweckmäßiger und bequemer hergerichtet. Auch dem benachbarten Kloster der Barmherzigen Brüder wandte er seine liebevolle Sorgfalt zu, indem er von 1809—1826 das Amt eines Kurators in harmonischem Zusammenwirken mit dem Provinziale verwaltete. Als Magister Fabricae war er auf Beseitigung innerer und äußerer Schäden der Domkirche bedacht; unter seiner Leitung wurden auf dem Dome mehrere neue Gebäude, die bei der Ausführung der Bulle: de Salute sich als nötig erwiesen, und in dem Kapitelsdorfe Peicherwitz Kirche und Schule neu gebaut. Ebenso sorgsam verwaltete er als Prokurator das dem Domstifte gehörige Gut Tscheschen, wo neue Schulen und andere Bauten Zeugen seines umsichtigen Eifers waren. — Am 28. September 1825 erhielt er die Domdechantei, nachdem diese Prälatur durch die Erhebung Schimonskys auf den Fürstbischöflichen Stuhl vakant geworden war. Bald darauf, Juni 1826, erfolgte seine Ernennung zum Weihbischof von Breslau und Titularbischof von Marokko in Nordafrika; die bischöfliche Weihe erhielt er in seiner Hauskapelle am 18. Juni 1826 vom Fürstbischof Schimonsky unter Assistenz der Kanoniker von Monkmarin und Krüger. Die erste Ordination hielt er am 23. September 1926, die letzte am 13. Juni 1829 und erteilte während dieser Zeit 132 Klerikern die Priesterweihe. Zur kanonischen Generalvisitation unternahm er zwei Reisen in die entlegensten Teile der Diözese Sagan und Pleß.

Bis zu seiner Kooperation stets gesund, wurde er bald darauf, trotz seiner mäßigen und geregelten Lebensweise unterleibskrank und die krankhaften Zustände trotzten aller ärztlichen Kunst. Ans Bett gefesselt, unterlag er nach achtmonatlichen schweren Leiden und hinzugetretener Wassersucht der Krankheit am 3. Mai 1830 in der siebenten Abendstunde. Sein erbaulicher Tod legte Zeugnis ab von seinem lebendigen Glauben und das ungemein zahlreiche Grabgeleit von der Liebe und Verehrung, die er in weiten Kreisen genoß. Er wurde als der letzte in der Domherrngruft am Südportale der

Domkirche beigesetzt. In der darüberliegenden St. Leopoldskapelle befindet sich dem Altare gegenüber an der Wand sein Denkmal; eine schwarze, weiß geäderte Marmortafel bringt mit genauer Ausführlichkeit alle wichtigen Daten seines Lebens, wie sie in dieser Skizze bereits angeführt sind; darüber ist als Relief in weißem Marmor sein Wappen — ein Auerochs — angebracht.

In der Totenmatrikel der Dompfarrei wird er genannt:

„Vir egregius et amator domus Dei
divinique cultus." — — —

Seiner oberschlesischen Heimat und seinem Geburtsort Seichwitz bewahrte er anhängliche Treue. Seiner Stiftung verdankt die Parochie Seichwitz zum großen Teil die Mittel zum Bau der neuen, vor dem Kriege entstandenen Kirche. An ihn und seine Zeit erinnert seine daselbst aufbewahrte Mitra. In der alten — aus historische. Gründen noch heute erhaltenen — Holzkirche befinden sich zahlreiche Erinnerungszeichen der Familie von Aulock, u. a. eine Gedenktafel für einen seiner Brüder, der in der Schlacht bei Belle-Alliance 1815 den Heldentod starb. In der Gruft der Kirche ruhen auch seine Vorfahren.

Erde und Himmel.

Von Paul Dräther, Lomnitz.

Es kommt ja oft auf Erden
Zusammen Freud und Leid.
Das kann nicht anders werden:
Erst in der Ewigkeit.

Es ist die Menschenbrust
Gleich einem großen Saal.
Man lebt darin in Lust
Und aber auch in Qual.

Aus vielen Seitentüren
Strömt Freud und Schmerz zugleich.
Das kann vom Grabe führen
Und auch vom Himmelreich.

Dort wird die Freud' zum Schauen,
Dort wird die Qual getröst.
Wenn hier wir Hoffnung bauen,
Dann werden wir erlöst.

Einiges von den Agrarverhältnissen im Rosenberger Kreise in der Zeit vom Hubertusburger Frieden bis zur Bauernbefreiung.

Von E. Krzuk, Jamm,

als Vortrag auf der heimatkundlichen Tagung am 12. Juni 1929 in Alt-Rosenberg gehalten.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen!

Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft für die Heimaterforschung des Kreises Rosenberg, Herr Kollege Wilk-Paulsdorf, hat mich gebeten, im Rahmen der diesmaligen heimatkundlichen Tagung einen geschichtlichen Vortrag zu halten. Wenn ich diesem Antrage hierdurch nachkomme, so geschieht es aus dem Grunde, weil ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Arbeitsgemeinschaft, insbesondere ihr Leiter, zu kämpfen hat, weil ich weiß, daß nicht einer allein alles machen kann, sondern daß jeder, der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiet, der Interesse an unserer Heimat hat, seinen Teil dazu beitragen muß, daß die Arbeit unserer Arbeitsgemeinschaft wirklich ein Ganzes werde. Auch hier gilt es: „Wenn die Wässerlein kommen zuhauf, gibt es wohl einen Fluß; wenn jedes nimmt seinen eignen Lauf, eins ohne das andre vertrocknen muß." Zu tätiger Mitarbeit an der Heimaterforschung anregen zu wollen ist der Grund, warum ich diesen Vortrag übernahm.

Meine Damen und Herren, einen heimatkundlichen Geschichtsvortrag zu halten, ist nicht immer ganz leicht. Dem Naturfreund ist die Heimatnatur ein unerschöpflicher Born. Doch die Geschichtsquellen sind verhältnismäßig beschränkt. Man kann sich da nur an geschichtliche Bodenfunde oder an geschichtliche Urkunden, an Ortsakten oder an Aufzeichnungen der Geschichtsforscher halten. Über die im Kreise Rosenberg vorgekommenen Bodenfunde sind schon Vorträge gehalten und Abhandlungen geschrieben worden. Auch von geschichtlichen Urkunden, Chroniken und Ortsakten haben wir schon mancherlei gehört und gelesen. Aber ich glaube, daß gerade auf diesem Gebiete noch viel aus dem Dunkel des Vergessen- oder Unbeachtetseins ans Tageslicht gebracht werden kann und daß wir da noch manchen geschichtlichen Aufschluß über unsern Heimatkreis erhalten können. Und ich möchte bitten, gerade auf diesem Gebiete nachzuforschen. Es wird sich da manches finden, was wert ist, veröffentlicht zu werden und unsere heimatgeschichtlichen Kenntnisse zu erweitern. So sind auch mir Ortsakten von Jamm in die Hände gekommen, die uns manchen Aufschluß über die landwirtschaftlichen Zustände um das Jahr 1800 geben. Nachdem ich dann noch das Geschichtswerk von Ziekursch „100 Jahre schlesischer Agrargeschichte" kennen lernte, reifte in mir der Entschluß, heute einiges von den Agrarverhältnissen im Rosenberger Kreise in der Zeit vom Hubertusburger Frieden bis zur Bauernbefreiung zu erzählen.

Meine Damen und Herren, wenn wir durch die Dörfer unseres Kreises wandern, dann wird uns auffallen, daß fast jedes Dorf ein Rittergut und daneben eine Anzahl meist kleiner bäuerlicher Besitzungen aufweist. Wer meine Veröffentlichungen über „den Kreis Rosenberg im Jahre 1783" in den beiden ersten diesjährigen Heimatbeilagen gelesen hat, wird gefunden haben, daß diese Zustände, Rittergüter und kleiner bäuerlicher Besitz, schon damals in unserem Kreise geherrscht haben. Nur ein gewaltiger Unterschied springt uns sofort in die Augen: Während jetzt auch der kleinste bäuerliche Besitzer frei, sein eigener Herr auf seiner, wenn auch kleinen Scholle ist, standen die Bauern damals in einem mehr oder minder scharfen Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Gutsherrn. Ehe ich darauf eingehe, lassen Sie mich erst eine andere Frage kurz streifen: Wie sind denn die großen Rittergüter entstanden und wie sind die Bauern in Unfreiheit geraten? Die Antwort auf diese Fragen ist längst geschichtlich genügend aufgehellt. Beides hängt eng zusammen mit der Besiedlung des Ostens, die sich in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert vollzog. Gustav Freytag entwirft von diesen Vorgängen sehr anschauliche Schilderungen. Die Entwicklung ist etwa so zu denken, daß der Landesherr (hier in Schlesien die eingeborenen slawischen Fürsten) weite Flächen an die geistlichen und weltlichen Großen zu Lehen vergab mit der Verpflichtung, sie durch Besiedlung nutzbar zu machen. Die also Belehnten riefen ihrerseits Ansiedler herbei. Während nun die deutschen Ansiedler persönliche Freiheit besaßen und nur verhältnismäßig geringe Abgaben und Dienste zu leisten hatten, galten die einheimischen Slawen von altersher als Leibeigene. Sie

wurden aber vielfach dann mit deutschem Recht, dem „jus teutonicum" ausgestattet. Ein anderer Teil blieb unfrei und war zu Diensten auf den Rittergütern verpflichtet, die in den stärker slawisch gebliebenen Teilen, wie Oberschlesien, von vornherein größer bemessen wurden.

Eine Anzahl widriger Umstände hat diese Rechtslage in immer stärkerem Maße zuungunsten der Bauern verschoben. Befand sich der Landesherr, was häufig geschah, in Geldnot, so verlieh er zum Ersatz den ihm zustehenden Grundzins oder den Wagendienst einzelner Bauern an seine Ritter. Häufig vergab der Landesherr auch die niedere Gerichtsbarkeit über ein Dorf oder das Kirchenpatronat. Der hiermit Belehnte erlangte dadurch eine einflußreiche Stellung und galt als Vertreter des Landesherrn den Bauern gegenüber. Diese Machtstellung machte der Ritter sich zunutze, als infolge der Erfindung des Schießpulvers geworbene Landsknechte an seine Stelle traten und er als Soldat entbehrlich wurde. Damit wurde aus dem Ritter ein Landwirt. Es erwies sich nunmehr, daß seine wirtschaftliche Existenzgrundlage für eine standesgemäße Lebenshaltung zu schmal war. Er war daher genötigt, seinen Besitz zu erweitern, wenn nicht anders, dann auf Kosten des benachbarten Bauernlandes. Hierzu bot sich Gelegenheit, wenn die Bauern ihre Stelle freiwillig aufgaben, um in die Stadt zu ziehen, oder wenn sie, wie es bei Kriegswirren und besonders im Dreißigjährigen Kriege oft der Fall war, durch Feuer und Schwert vernichtet und aus der Heimat vertrieben wurden. Das Los der zurückbleibenden Bauern wurde dadurch keineswegs erleichtert. Im Gegenteil, brauchte der nunmehrige Gutsherr für den erweiterten Besitz vermehrte Arbeitshilfe, und da die Zahl der Bauern sich vermindert hatte, so mußten den wenigen, die übrig geblieben waren, um so schwerere Dienste auferlegt werden. — Somit hat erst das 16. Jahrhundert die neuere Gutsverfassung völlig vorgebildet; das Rittergut wächst durch Heimfall erledigter oder durch Auskaufen oder endlich durch „Legen" besetzter Stellen. Das „Legen" geschah in der Weise, daß die Bauern derartig zu Frondiensten herangezogen wurden, daß sie oft einen Teil ihres Ackers nicht bestellen konnten. Blieb aber ein Teil des Bauernackers mehrere Jahre wüst liegen, so hatte der Gutsherr das Recht, diesen Acker für sich einzuziehen. So ist im Rosenberger Kreise nach der Statistik von Zimmermann von 1783 in der Zeit von 1763 bis 1783 die Zahl der Bauern um 43 zurückgegangen. Der Bauer wird, damit er sich der Arbeit für den Gutsherrn nicht entzieht, unfrei; er wird, weil seine Arbeitereigenschaft vor allem interessiert, auch in seinem Besitzrecht herabgedrückt, damit unter allen Umständen ein fronfähiger Bauer auf der Stelle sitze. So schildert Gustav Freytag die Entwicklung der Dinge im 16. und 17. Jahrhundert (Bd. III S. 421—456).

Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts stockte die Entwicklung. Man gewöhnte sich an den Gedanken, daß der Bauer ein Bürger zweiter Klasse sei. So fest war die Vorstellung von der Notwendigkeit der bäuerlichen Unfreiheit eingewurzelt, daß selbst ein so warmherziger Freund des Bauernstandes wie Friedrich der Große auf die Durchführung seiner Kabinettsordre vom 23. Mai 1763, die die gänzliche Abschaffung aller Leibeigenschaften forderte, angesichts des allgemeinen Widerstandes der Stände verzichtete und erklärte, eine solche Einrichtung wie die bäuerliche Unfreiheit lasse sich nicht auf einmal abschaffen.

Meine Damen und Herren, so lagen die Verhältnisse auf dem Lande nach dem Siebenjährigen Kriege. Ehe ich nun auf die Rechte und Pflichten der Güter und Bauern, die aus ihrem vorher gezeichneten Verhältnis entsprangen, eingehe, möchte ich noch eine Frage kurz streifen: Wie erfolgte damals die Feldbestellung? Wie Sie wissen, herrschte in den älteren Zeiten der Flurzwang. Wegen des Mangels an Zufahrtswegen zu den Feldern mußten alle Bauern eines Dorfes zu gleicher Zeit säen, zu gleicher Zeit ernten. Wer nicht rechtzeitig erntete, über dessen Land ging die Gemeindeherde. Auf der Brache und in den Stoppeln galt gegenseitiges Hütungsrecht. Während nun im deutschen Schlesien nach dem Siebenjährigen Kriege die Dreifelderwirtschaft allgemein wurde, dauerte es in Oberschlesien, besonders rechts der Oder, noch längere Zeit, ehe diese Bestellungsart sich auch hier einbürgerte. Im Rosenberger Kreise war z. B. noch im Jahre 1783 die Dreifelderwirtschaft erst auf etlichen Rittergütern durchgeführt, wie auf den Gütern Bodzanowitz und Bodland des Grafen Fabian von Reichenbach, von dem später noch die Rede sein soll. Die meisten Rittergüter dieses sehr unfruchtbaren Kreises trieben die Zweifelderwirtschaft, ließen also jährlich die Hälfte der Ackerflur ruhen; „bei den Bauern wird dagegen ganz und gar keine Ordnung gehalten, sondern diese säen bald dieses oder jenes Fleckchen, soweit der Samen reichet und wie er beschaffen ist," so berichtet Zimmermann in seinen

Beiträgen zur Beschreibung Schlesiens. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde aber auch in unserm Kreise die Dreifelderwirtschaft allgemein und führte zu einer bedeutenden Ertragssteigerung. Unter dem starken Druck der Regierung hatte man auch mit dem Kartoffelbau beginnen müssen; um an den bisherigen Erträgen nichts einzubüßen, verwies man diese mißliebige Kultur auf das Brachfeld. Bald ging man weiter; auf einem kleinen Teil der Brache bestellte man auch Futterkräuter, Erbsen, Kraut, Kohlrüben und Ölpflanzen; immer größere Teile der Brache wurden nach und nach diesem Verfahren unterworfen, auch Klee wurde sowohl auf die Brache als auch unter den Hafer gesät. Das Ergebnis dieser Entwicklung war, daß am Anfang des 19. Jahrhunderts einige Gutsherren, darunter auch der schon erwähnte Graf Reichenbach, zur vollen Schlag- und Fruchtwechselwirtschaft übergingen. Die Bedeutung dieses Bestellungswechsels liegt nun darin, daß er eine Vermehrung des Viehes gestattete, den Übergang zur Stallfütterung und eine bessere Pflege der Wiesen ermöglichte. Der vermehrte und kräftiger gefütterte Viehbestand lieferte reichlicheren Dünger, dessen Sammlung jetzt erst möglich war. Je höher der Düngerhaufen, desto größer aber der Ernteertrag. Die Bedeutung dieser Wirtschaftsweise, die nicht überschätzt werden kann, erkannt und hier bahnbrechend gewirkt zu haben, ist das Verdienst der Rittergüter.

Meine Damen und Herren, wenden wir uns nun den Verhältnissen zu, die zwischen Gutsherrn und Dorfbewohnern bestanden. Bei den Dorfbewohnern konnte man zwei Hauptgruppen unterscheiden, die Landbesitzenden und die Landlosen. Zu den Landlosen gehörten das Gesinde, die Einlieger und die Auszügler. Alle „Großen", d. h. alle über zehn Jahre alten Söhne und Töchter der Bauern, waren verpflichtet, als Gesinde, als Knechte und Mägde, auf dem Gutshofe zu arbeiten. Ohne Erlaubnis des Gutsherrn durften sie nicht heiraten; sie hatten aber trotzdem eine starke Nachkommenschaft, denn Knechte und Mägde schliefen gemeinsam in den Ställen und Scheunen. Um ihre Töchter vor diesem Schicksal zu bewahren, kauften häufig die leistungsfähigeren Bauern ihre Töchter von der Dienstpflicht auf dem Herrenhofe frei. Die Einlieger wohnten bei den Bauern zur Miete, waren aber ebenfalls ständige Arbeiter auf dem Herrenhofe. Die Auszügler, die gegen eine Geld- oder Naturalrente und das Recht auf Obdach ihren früheren Grundbesitz an einen ihrer Söhne abgetreten oder anderweitig verkauft hatten und die nicht immer bloß alte, abgelebte Leute waren, sondern oft noch recht rüstig, suchten sich durch Tagearbeit auch noch etwas zu verdienen. — Über diesen landlosen Schichten standen die Bauern und die kleinen Ackersleute: die Gärtner und Häusler. Ihrem Namen gemäß besaßen die letzteren ein Häuschen, zu dem häufig, aber nicht immer, ein Gemüsegarten und bisweilen auch etwas Vieh und Acker gehörten. Bei den Gärtnern müssen wir die Freigärtner von den Dreschgärtnern, oder wie sie in unserer Gegend hießen, von den Robotgärtnern trennen. Die Freigärtner hatten in unserer Gegend 2—5, ja gelegentlich bis 15 Morgen Land. Die Robotgärtner besaßen dagegen bis zu 30 Morgen. — Der Bauer im engeren Sinne war dadurch charakterisiert, daß er so viel Ackerland besaß, daß er sich zu dessen Bestellung mehrere Pferde- oder Ochsengespanne hielt. Nach der Größe des Ackerloses unterschied man Vollbauern, Dreiviertelbauern, Halbbauern, Viertel-, ja sogar Achtelbauern; die letzten Abarten hielten nur noch ein Ochsengespann. — Bauern, Gärtner und Häusler besaßen ihren Hof oder ihr Häuschen und ihr Land nicht als volles Eigentum, sondern dem Gutsherrn stand ein Obereigentumsrecht zu. Das Besitzrecht des Landvolkes war entweder „erblicher" oder „unerblicher" Natur. Im polnischen Schlesien besaß der unerbliche Lassit, der dort vorherrschte, seine Stelle nur so lange, als es seinem Gutsherrn zusagte; infolgedessen konnte der Landmann seine Stelle nicht verkaufen, nicht einmal vererben. Wenn er sich nichts zuschulden kommen ließ und arbeitsfähig blieb, behielt er wohl meistens seine Stelle auf Lebenszeit; den Nachfolger bestimmte der Gutsherr, von dessen Laune hing es ab, ob einer der Söhne des Vorbesitzers oder ein andrer Dorfgenosse die Stelle übernahm. Deshalb lag auch dem Gutsherrn, nicht dem jeweiligen Nutznießer, die Pflicht ob, die Stelle betriebsfähig zu erhalten. Der Gutsherr mußte also in Notzeiten, bei Mißernten und Viehsterben dem Nutznießer Brot bis zur nächsten Ernte, Saatgetreide und das zur Aufrechterhaltung der Wirtschaft unentbehrliche Vieh liefern und die Gebäude im bewohnbaren Zustand erhalten. Hierfür lieferte der Gutsherr nicht bloß Holz, Ziegeln und Kalk, sondern stellte auch den Maurer, den Zimmermann und den Töpfer; nur kleinere Ausbesserungsarbeiten mußte der Nutznießer selber vornehmen, wenn er es nicht vorzog, so lange zu warten, bis der Schaden das Einschreiten des Gutsherrn erforderte. — Erblichen Besitz gab es im

polnischen Schlesien nur sehr vereinzelt; es erübrigt sich daher, hierauf näher einzugehen. — Erblicher wie unerblicher Besitz konnte nun „frei" oder „dienstpflichtig" sein. Die Freibauern, Freigärtner und Freihäusler zahlten ihrem Gutsherrn in erster Linie Zins, manchmal nur Zins; meistens leisteten sie auch gewisse Fronden, die für die dienst- oder robotpflichtigen Bauern, Dresch- und Robotgärtner und Diensthäusler im Vordergrund standen. Die Fronden bestanden in Spann- und Handdiensten, die nun wieder gemessener oder ungemessener Art sein konnten, d. h. die zu leistenden Dienste waren auf ein bestimmtes Maß abgegrenzt, z. B. 2, 3 oder 4 Tage in der Woche mußte der Bauer fürs Gut arbeiten oder einen Acker von bestimmter Größe mußte er bearbeiten. In unsrer Gegend waren die ungemessenen Dienste mehr üblich, d. h. der Gutsherr konnte die Bauern ganz nach seinem Belieben zu Diensten für das Gut heranziehen. Und selbst dann, als auch in unsrer Gegend die zu leistenden Arbeitstage auf eine bestimmte Zahl im Jahre abgegrenzt wurden, richteten die Gutsherren es so ein, daß die Arbeitstage nicht regelmäßig auf die Wochen verteilt wurden, sondern daß die Bauern die einmal feststehende Zahl der Tage zu beliebiger Zeit im Laufe des Jahres nach dem Bedürfnis der Gutswirtschaft, hauptsächlich zur Saat- und Erntezeit, abarbeiten mußten. Dienstfreie Wochen in den regenreichen Wochen des Spätherbstes oder zur Zeit der Schneeschmelze nutzten dem Bauern wenig. — Außer den Spanndiensten leisteten die Bauern meistens noch gewisse Handdienste, hauptsächlich bei den beiden Heuernten, in der Getreide- und Flachsernte, beim Schafwaschen und -scheren, beim Kohlrübenstecken und bei den Bauten auf dem Herrenhofe. Endlich stellten die Bauern noch Treiber bei den Jagden und Hilfskräfte zum Abfischen größerer Teiche. Für alle diese Handdienste erhielten sie oder ihr diese Dienste leistendes Gesinde öfters ein Stück Brot oder das übliche Gesindeessen. Die Bauern und Halbbauern leisteten nun hauptsächlich Spanndienste, die kleinen Ackersleute nur Handdienste. — Eine charakteristische Erscheinung bildeten nun die Dresch- oder Robotgärtner, die Tag für Tag auf den Herrenhof mit einer Magd, in der Ernte mit zwei Arbeitskräften, also mit Frau und Magd, zur Arbeit kamen. Die Dreschgärtner entsprachen den heutigen Lohngärtnern oder Kasernisten. Während die fronpflichtigen Bauern mit den eignen oder das Gesinde mit den herrschaftlichen Gespannen das Feld pflügten und eggten, breiteten die Robotgärtner den Dünger aus, zogen später die Wasserfurchen zwischen den schmalen Beeten, ein dürftiger Ersatz der heutigen Drainage, lasen Unkraut und Steine ab und streuten die Saat aus; bei der Flachs- und den beiden Heuernten, wie bei der Ernte des Getreides und der Hülsenfrüchte verrichteten die Robotgärtner die eigentliche Feld- und Gartenarbeit, im Laufe des Winters droschen und reinigten sie die geernteten Hülsenfrüchte und das Getreide. In der Zwischenzeit zwischen Saat und Ernte besorgten die Robotgärtner die Heuernte; auch wurden sie mit Holzhacken, mit Anfertigung von Strohseilen und andern Arbeiten auf dem Herrenhof beschäftigt, während das weibliche Gesinde alle für den Flachsbau notwendigen Arbeiten verrichtete. Die kleinen Wirtschaften der Robotgärtner besorgten die Frauen und Kinder; die Ruhepausen an den Erntetagen und einige wenige freigegebene Tage benutzten die Männer zum Schneiden ihres Getreides. — Für die Arbeit erhielt der Robotgärtner die Mandel, die Hebe, einen Lohn, oft noch Kost und Deputat. Die Mandel bestand darin, daß die Getreidepuppen zu je 15 Garben gesetzt wurden und die 10. bis 14. Puppe fiel den Robotgärtnern zu. Ferner erhielten sie den 15. Teil des übrigbleibenden Getreides als Hebe. Für die Arbeiten auf dem Hofe, bei der Heu- und Flachsernte erhielten die Robotgärtner 1—3 Silbergroschen Tagelohn, oder 1—2 Silbergroschen und Kost; die Mägde erhielten die Hälfte davon. Der Lohn wurde immer zu Michaeli ausgezahlt. Hier im Rosenberger Kreise erhielten die Robotgärtner weder die Mandel, noch Lohn, noch Kost, sondern nur die Hebe, also den 15. Teil des gedroschenen Getreides, ferner ein Deputat von 1½ Scheffeln Getreide; hier wurden sie hauptsächlich mit mehr Ackerland entschädigt. — Dem Gutsherrn gehörte auch die Dorfaue, d. h. die freien Plätze im Dorfe mit den Dorfteichen, alle unbebauten Flecken innerhalb der Feldmark, die Straßen und Wege, die drei Ellen breiten Grenzraine, die die Feldflur von der des Nachbardorfes trennten, die Flüsse, Bäche und Teiche mit dem Recht der Fischerei, die Grasnutzung, alle Bäume und Sträucher auf dem Anger und an den Wegen, ferner das Jagd- und Weiderecht. — Auf der andern Seite standen aber auch den Gutsuntertanen Anrechte auf das Eigentum des Gutsherrn zu; auch sie durften ihr Vieh oft auf dem ganzen Herrenlande oder der Dorfaue oder im Walde weiden lassen, ferner durften sie sich das Laub des Waldes als Streu und das trockene Holz zum Brennen holen.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich nun noch einiges über den Kulturzustand der damaligen Bevölkerung sagen. Ein Engländer, der 1780 Oberschlesien rechts der Oder bereiste, schrieb: Es ist nicht zu merken, daß dieses Land viele hundert Jahre lang eher als Kanade von Europäern bewohnt worden und unter gesitteten Regenten gewesen ist. Es besteht größtenteils aus sumpfigen Wäldern, in denen hin und wieder Flecken zu Dörfern und Feldern ausgehauen sind. Da, wo Wege gemacht sind, bestehen selbige aus Dämmen von zusammengelegten runden Klötzern, auf welchen der Reisende stundenlang wie ein Fuchs geprellt wird. Die Wohnungen des Volkes sind niedrige Hütten von aufeinander gelegten Baumstämmen, die im Winter mit Mist und Laub bekleidet werden. Schornsteine sind nur seit einigen Jahren durch Befehl und Zwangsmittel eingeführt worden. In den meisten Dörfern ist ein Jude, welcher den Gastwirt vorstellt und ein abscheuliches Getränk verkauft, der reinlichste und gesitteste Einwohner. Für die Pferde und Kühe sind Ställe; Kälber, Ferkel, Hühner und Gänse aber wohnen mit dem Wirt und seinen nackenden Kindern in einem Gemach zusammen. Wir sahen fast überall Kinder mit Weichselzöpfen. Das Brot ist sehr schwarz und grob. Die tägliche Nahrung der Einwohner ist Sauerkraut, Buchweizen und Milch. Ein Schafpelz, der vom Vater auf den Sohn erbt, zuletzt aber nur noch aus einigen Zipfeln besteht, macht die Kleidung der Männer. Die Weiber tragen sehr kurze, vorn offenstehende Röcke und Stiefeln oder zum Staat rote wollene Strümpfe mit vielen wurstmäßig gelegten Falten. Ein leinwandenes Regentuch und darüber auf allen Seiten herunterhängender Hut bedecken den Kopf. In den Wohnungen trifft man die Menschen fast ohne Bekleidung an und des Nachts selbst ohne Hemden, um diese zu schonen. So liegen auch auf den adligen Höfen im Sommer Knechte und Mägde ganz nackend untereinander auf dem Heuboden. — — Die Wohnungen haben keine verschlossenen Höfe und Gärten und ihre Häuser keine festen Türen und Schlösser. Die Leute verlassen selbige bei geringster Veranlassung und ziehen mit Weib, Kind und Vieh auf gut Glück nach Polen. Es ist nichts Ungewöhnliches, in den Dörfern an der Grenze des Morgens einen oder paar Höfe verlassen zu finden.

An andrer Stelle heißt es: Die Bärte lassen sich viele nur alle Vierteljahre, wenn sie etwa in eine Stadt kommen, scheren, und die Kopfhaare kämmen sich die wenigsten. Die meisten gehen das ganze Jahr hindurch ohne Strümpfe, auch nicht alle tragen im Winter Stiefeln oder Schuhe, teils aus Armut, teils aus Gewohnheit. Im Sommer haben die meisten nur ein grobes wergenes Hemd und ein Paar Beinkleider an. Ja, einige Weiber, alte und junge, gehen noch im Oktober ganz ohne Hemd und haben bloß einen schlechten Weiberrock und eine Juppe auf ihrem Leibe, und auch diese nicht etwa zugemacht, folglich kann man die ganze bloße Brust und den Leib bis auf die Hüften sehen. . . . Auch aus einem Aufsatz über „Polnisch-Oberschlesien", der 1790 in den Schlesischen Provinzialblättern erschien, sei hier einiges angeführt: Ich will sagen, was den Polnisch-Oberschlesier vorzüglich auszeichnet: Eine hervorstehende Armut. Ein Behältnis, das Stube heißt, faßt zur Winterzeit eine ganze, oft zahlreiche Familie, halb nackende Kinder und abgelebte Greise in einem Aufzuge, der die Schamhaftigkeit beleidigt — neben diesen, was freilich nicht zur Familie gehört, aber doch sehr harmonisch mit derselben lebt, Kälber, Schweine usw. usw., hiernächst den ganzen Mundvorrat von Erdäpfeln und andern Erdfrüchten. Ueberall trägt solch ein Behältnis die strengsten Beweise der Armut, der Unordnung, des Schmutzes. Und in diesem Behältnis, in welchem die tötendste Luft verbreitet ist, sitzt die Familie und nährt sich von der dürftigsten, nahrlosen Kost — und ist gesund und zufrieden. — Eine auffallende Trägheit. Man sehe den Arbeiten dieser Menschen zu, wie langsam solche vonstatten gehen, und wie Tätigkeit, Emsigkeit und Fleiß so sehr selten sind. Es sind oft die unbedeutendsten Kleinigkeiten, die die geringste Mühe erfordern, und sie bleiben unvollendet. Ich habe mehrere Hausväter gesehen, die manche Stunde auf ihrer Ofenbank verschliefen, während sie die nötigsten Arbeiten hatten: mehrere, die es sahen, daß das Wasser auf ihrem Acker die ganze Saat ersäufe, was sie durch eine kleine Wasserfurche hätten hindern mögen und es nicht taten. Warum wird hinter einem arbeitenden Haufen dieser Menschen immer der Kantschu hinterher getragen? Der ist doch wahrlich kein Symbol der Emsigkeit? — Die zerstörendste Völlerei. Branntwein ist der Abgott dieser Menschen. Er und der Gedanke an ihn macht sie, die sonst so träge und langsam sind, mutwillig, fröhlich und ausgelassen. Ihre Augen funkeln, wenn sie ihn sehen. Sie trinken ihn mit Wut. Von ihm belebt, tanzt der Knecht des Knechtes mit seiner Schönen nach der Geige des elendsten Fiedlers seinen unförmlichen Tanz, regaliert seine Hälfte mit diesem betäubenden

Getränk und dünkt sich überglücklich, wenn sein letzter Groschen zu diesem Gebrauch verwendet wird. Das glückliche Volk, das einige Tropfen Branntwein glücklich machen. Branntwein ist diesen Menschen alles; Branntwein trinkt das einige Monate alte Kind; Branntwein der abgelebte Greis, Branntwein trinkt das Mädchen und das Weib; Branntwein trinkt man am Morgen und am Abend, am Mittag und zur Mitternacht, trinkt ihn, wenn man ihn haben kann. Branntwein ist ihre Universalmedizin, Branntwein trinkt zur Erquickung der Sterbende; Branntwein trinkt man bei allen Gelegenheiten: bei Taufschmäusen, Hochzeiten und Begräbnissen, an Ablaß- und heiligen Tagen. Mit Branntwein vermag man alles bei ihnen. Mit ihm führt man sie unwillkürlich, wohin man sie will; die Folgen dieser Völlerei sind die gewöhnlichen, bis auf die Störung der Gesundheit. So entstehen, wie immer, so auch hier, Unordnungen, Versäumnisse, Not, Verlegenheit, Zank und zuweilen der Mord daraus. Es ist mehr als einmal geschehen, daß manche sich an Ablaßtagen nach erhaltenem Ablaß im Trunk übernommen, in Zank und Streit geraten und sich einander gemordet haben. — Eine höchst widrige, sklavische Kriecherei, die ich weder Ehrfurcht noch Ergebenheit nennen kann, sondern in der ich die Tochter des Drucks und der Last erkenne, welche mit eisernen Händen dieses Land umspannen. Es ist Blasphemie für den erhabnen Namen Mensch, wenn der polnisch-oberschlesische Mensch — dem die Furcht aus den Augen leuchtet — jedem Menschen, der in ein etwas besseres Kleid, als das seinige ist, gehüllt ist, ums Knie fällt und mit morgenländischer Niederträchtigkeit des Rockes Saum küßt ... — „Eine tiefe Unwissenheit und der dümmste Aberglaube Das Gefolge dieses teuren Schwesternpaares ist zahlreich. Man begeht Alfanzereien, die der Vernunft Hohn sprechen. Man reißt der Zukunft den Schleier ab und guckt in ihre Finsternis hinein und will deutlich in ihr alle individuellen Schicksale unterscheiden. Man verwahrt sich und das Vieh für Bezauberungen; man macht den Kranken durch Murmeln gesund. Mir blutet das Herz, wenn ich das gute, einfältige Volk sich mit angstvoller Furcht für Hirngespinste verwahren sehe, wenn ich höre, wie es bei jedem minder seltenen Gang der Vorsehung bebt und den gewöhnlichen mit Gefühllosigkeit — oder gar als Wirkung eines Firlefanz ansieht, der ohne Sinn ist." So die Schilderung des Aufsatzschreibers in den Schlesischen Provinzialblättern. Diese wirtschaftliche und kulturelle Rückständigkeit hing zusammen mit dem hier herrschenden unerblich-lassitischen Besitzrecht, den ungemessenen Frondiensten und jener besonders beim Landvolk üblichen rückständigen Wirtschaftsweise, der gegenüber das allmähliche Vordringen der vollen, reinen Dreifelderwirtschaft einen gewaltigen Fortschritt darstellte.

Meine Damen und Herren, nach dieser Schilderung des kulturellen Zustandes des Landvolkes will ich Ihnen nun ein Bild zeichnen von zwei Großgrundbesitzen aus jener Zeit, nämlich von den Gütern Bodzanowitz und Bodland im Kreise Rosenberg. — Wer den Heimatkalender unseres Kreises für 1929 besitzt, wird darin eine Skizze über den Grafen Carl Heinrich Fabian von Reichenbach von Luppa-Gelsenkirchen gefunden haben, in der der Verfasser die Verdienste des Grafen als Regierungspräsident von Oberschlesien würdigt. Ich habe mir nun die Aufgabe gestellt, den Grafen C. H. F. von Reichenbach als Gutsbesitzer von Bodzanowitz zu zeichnen. — Der Vater des genannten Grafen, Heinrich Leopold Freiherr von Reichenbach, 1730 in den Grafenstand erhoben, war Besitzer der aus 5 Dörfern, einem Marktflecken und 5 Herrenhöfen bestehenden Standesherrschaft Goschütz im Wartenberger Kreise. Nachdem er die Zahl der Herrenhöfe seiner Standesherrschaft durch Kauf und Neuanlage auf 18 vermehrt hatte, dehnte er seine Güterkäufe auch auf den Rosenberger und Lublinitzer Kreis in Oberschlesien aus. Im Rosenberger Kreise erwarb er das Gut Bodzanowitz. Das Gut Bodzanowitz ging dann in den Besitz seines Sohnes, des Grafen Carl Heinrich Fabian von Reichenbach über, von dem ich nun etwas Genaueres berichten will. 1746 geboren, nahm Fabian von 1761 ab als Cornet im Regiment Gensd'armes an den letzten Feldzügen des Siebenjährigen Krieges teil, nach dem Friedensschluß trat er in seiner Garnison Berlin in enge Beziehungen zu den führenden literarischen und künstlerischen Kreisen, aber bald war ihm das öde Einerlei des Friedensdienstes verleidet; er nahm 1769 seinen Abschied. Der Vater, der sich bei der Ausdehnung, die sein Landbesitz allmählich gewonnen hatte, in seinem vorgerückten Lebensalter nicht mehr genügend um die abgelegenen Güter kümmern konnte, übertrug ihm zunächst die Verwaltung eines Teiles der schon erwähnten Bodzanowitzer Güter, später, 1771, trat er sie ihm als Eigentum ab. Den etwa eine Quadratmeile großen Besitz hatte der Vater 1753 für 20 000 Reichstaler gekauft. Schleunigst hatte er die Eichenwälder niederschlagen lassen, der Ver-

kauf des Holzes brachte ihm 33 000 Reichstaler ein, sehr viel mehr also, als er für den gesamten Besitz bezahlt hatte. Einen Teil der Güter, dem Wert nach etwa zwei Drittel, gab er einer seiner Töchter als Mitgift, den Rest und ein vom Vater 1760 für 2800 Reichstaler erworbenes Gut übernahm Fabian für 20 900 Reichstaler; da er als vermögensloser Mann die Summe nicht bezahlen konnte, mußte er sie dem Vater mit 8 Prozent verzinsen.

Der Zustand dieses Güterkomplexes dürfte eine Vorstellung gewähren, wie es damals, in dem Jahrzehnt nach dem Siebenjährigen Kriege, auf dem rechten Oderufer wohl recht häufig aussah. Der Vater hatte ein Herrenhaus bauen lassen, freilich aus den denkbar schlechtesten Ziegeln, die nicht Kalk, sondern Lehm verband; infolgedessen lief die Feuchtigkeit in den Stuben über die Hälfte der Wand hinauf, der Putz war außen längst abgefallen, Katzen und Hunde hatten sich Löcher in die Mauer gegraben, welches um so leichter war, da man mit dem Stock durch die erweichte Mauer durchfahren konnte. An den Wänden und Dielen wucherten die Pilze so üppig, daß sie in Körben und Schubkarren hinausgeschafft werden mußten. Die aus Ziegeln errichteten Zimmeröfen waren infolge des Heizens mit nassem Holz gesprungen; mit Rauch vermischte, naßkalte Luft erfüllte bei ihrer Benutzung die Wohnräume. Den „Schloßplatz" bedeckten Lehm- und Kalkgruben, Steinhaufen und verfaultes Bauholz; ihn trennte ein starker Holzzaun vom Gutshof, diesen umschlossen ein nur zur Hälfte bedachtes, verfallenes Brauhaus, ein schiefstehender Schüttboden, Scheunen mit Holzdächern, deren Löcher mit Lumpen- und Strohwulsten zugestopft waren, endlich ein ziemlich gut gedeckter Kuhstall, der dafür aber nur eine einzige Kuh barg, da die anderen, 29 an Zahl, vor langer Zeit an der Staupe eingegangen waren. Infolgedessen waren auch die Felder nicht gedünkt worden. Ein zweiter Hof besaß wenigstens seinen Viehbestand, ein dritter war verpachtet, der Pächter freilich seit drei Jahren mit den Zahlungen im Rückstande. Die Schafe hatten „die Größe der Karnickel"; Pferde fehlten damals noch auf den oberschlesischen Herrenhöfen, sie wurden von den untertänigen Bauern gestellt. Eine Pottaschesiederei war für 33 Reichstaler im Jahr verpachtet; die gleichfalls verpachteten Eisenhüttenwerke waren stillgelegt worden. Die Untertanen waren unter der Herrschaft des alten Grafen wirtschaftlich völlig heruntergekommen; so lange waren die Lasten der Leistungsunfähigen auf die anderen übergewälzt worden, bis 13 Bauern ihre Güter im Stich gelassen hatten und nach Polen entwichen waren. Den bisherigen Gutsbeamten war von dem alten Grafen das nötige Betriebskapital verweigert worden, sie ließen daher den Schlendrian gehen, wie er wollte, und hielten sich selber durch Unterschleife schadlos. Die Wintersaat war vielfach ausgefault, die Frühjahrsbestellung stark im Rückstande, ein Teil der Felder überhaupt nicht in Anbau genommen. Bei der Gutsübergabe an Fabian Reichenbach war nur noch ein Vorrat von vier Scheffeln schlechten Getreides vorhanden. In diese polnische Wirtschaft suchte der junge ehemalige Offizier Ordnung zu bringen. Der alte Gutsverwalter wurde entlassen, an seine Stelle trat jener zahlungsunfähige Pächter, dessen Pacht damit erlosch. Fortan wurden die schuldigen Dienstleistungen gleichmäßig von allen Untertanen gefordert. Dem Gutsherrn lag zwar die Pflicht ob, wenn seine, des Erbrechts an ihrer Stelle entbehrenden Untertanen in Not gerieten, ihnen Brot- und Saatgetreide und bei Viehsterben neues Vieh auf Vorschuß zu geben; mit diesem unwirtschaftlichen Brauch räumte jedoch Fabian sofort auf. Als dann aus Anlaß der ersten polnischen Teilung preußische Truppen bis an die Grenze vorgeschoben wurden, erbat er sich eine kleine Streifschar und holte an ihrer Spitze seine flüchtigen 13 Bauern mit Kind und Kegel, Vieh, Ackergerät und Getreidevorräten aus ihren neuen polnischen Sitzen auf sein Gut zurück. „Diese in Polen fettgewordenen Zugvögel" kamen ihm zu paß; er sperrte sie so lange ein, bis ihre Verwandten und Freunde unter der übrigen Bodzanowitzer Bevölkerung die Bürgschaft für ihr Bleiben und damit, um nun nicht bei einem erneuten Entweichen eines der 13 als Bürgen für deren Dienstleistungen und Abgaben eintreten zu müssen, ihre ständige Beaufsichtigung übernahmen.

Fortan wurden mit Hilfe der zurückgewonnenen Arbeitskräfte die Felder nach dem Prinzip der Dreifelderwirtschaft ordnungsgemäß bestellt; Fabian beschaffte neues Rindvieh für seine Gutshöfe, regelte das Rechnungswesen, versetzte das Herrenhaus in bewohnbaren Zustand und verwandelte den Schloßhof in einen Garten. Von früh bis spät in die Nacht widmete er sich seinem neuen Berufe; schwere Notjahre hatte er 1771 und 1772 zu überstehen, seine Frau mußte ihre wenigen Kostbarkeiten, ihre Gesellschaftskleider und selbst ihren Schlafrock veräußern, um nur das notwendige Betriebskapital zu beschaffen; aber der Erfolg lohnte schließlich die Mühe tausendfältig.

Der Vater hatte nach dem Ankauf der Güter vor 20 Jahren, wie früher erwähnt, die Eichenwaldungen niederschlagen lassen. Auf der seitdem sich selbst überlassenen Fläche rodete der Sohn 140 Morgen und verwandelte sie in den schönsten Ackerboden; das darauf gewonnene Getreide und Stroh ermöglichte ihm, den Viehstand zu vermehren, infolgedessen die Felder gründlich zu düngen und dadurch die Ernteerträge stark zu steigern. Freilich, die Untertanen, die doch nach altem Brauch im Eichwald ihr Vieh hatten grasen lassen und mit Eicheln ihre Schweine zu mästen gewohnt waren, hatten das Nachsehen. Auf einem abgelegenen Gutsteil wurde eine Pottaschesiederei errichtet; sie brachte einen hübschen Gewinn und die Möglichkeit, die benachbarten, bisher nicht bebauten und mit Moos völlig überwachsenen Felder zu düngen und zu bestellen. Ein großer Erlenbruch wurde entwässert, gerodet und in treffliche Wiesen verwandelt; die den Gutsuntertanen gehörenden verschlammten und verwachsenen Wiesen ließ Fabian gleichfalls reinigen und roden. Als Entgelt forderte er von seinen Untertanen eine unablösbare Jahresrente in der Höhe von 15 Prozent des auf die Melioration verwandten Kapitals und steigerte dadurch die von der Gemeinde zu entrichtenden Silberzinsen um mehrere hundert Taler. Jene umfangreiche Baukätigkeit, die beim Schloß begonnen hatte und die für den Gutsbetrieb jener Zeit charakteristisch ist, setzte Fabian fort. Eine Ziegelei und ein Steinbruch gehörten zu seinen Gütern; Kalk war leicht zu beschaffen, einige untertänige Gärtner schulte er im Maurerhandwerk und ließ nun durch sie im Laufe weniger Jahre auf allen seinen Gutshöfen die Ställe und Schüttböden völlig massiv aufführen; den Scheunen gab er massive Pfeiler, alle Gebäude wurden sauber abgeputzt und neben den Gutshöfen endlich Obstbäume und Nutzhölzer angepflanzt.

Wie sein Vater in Goschütz die großartigen Papiermühlen begründete, so gestaltete der Sohn in Bodzanowitz die Eisenverhüttung weiter aus. Da die am Orte gefundenen Erze minderwertig waren, ließ er trotz der großen Entfernung Tarnowitzer Erze für seinen Hochofen heranschaffen, dessen Wochenleistung dadurch von 60 auf 160 Zentner stieg, ganz abgesehen von der besseren Beschaffenheit des gewonnenen Eisens. Später zog es Fabian vor, Roheisen anzukaufen und es auf seinen Frischfeuern zu verarbeiten. Ein neues Frischfeuer wurde angelegt, geschickte Werkmeister gedungen, der Betrieb stark vergrößert; die eigentlichen Arbeitskräfte stellten wieder die Gutsuntertanen. Um ihre Zahl zu vermehren, legte er mit staatlicher Unterstützung ein kleines Koloniedorf mit zehn Häuslerstellen an. Alle diese hochbedeutsamen Verbesserungen waren das Werk von nur 10 Jahren. 1780 verkaufte er die Bodzanowitzer Güter, die er vom Vater für 20 900 Rth. übernommen hatte, für 80 000 Rth. Aus dem jungen vermögenslosen Offizier, der bei seinem Einzuge in Bodzanowitz ein Bett, einen Koffer mit Kleidung und Wäsche und eine Bücherkiste sein eigen nannte, war in zehn Jahren ein wohlhabender Mann geworden.

Nach dem Verkauf von Bodzanowitz machte sich Fabian an eine ähnliche Aufgabe, wie er sie dort gelöst hatte, aber im größeren Stile. 1780 kaufte er vom Herzog zu Württemberg-Öls die Herrschaft Bodland mit 13 Gutshöfen und 7 Dörfern, mehrere Quadratmeilen groß, darunter etwa 70 Quadratkilometer Wald, für 140 000 Rth.; die ihm über sein Vermögen hinaus fehlende Summe liehen ihm Verwandte und Freunde. Bodland sah ungefähr so aus, wie Bodzanowitz bei der Besitzübernahme durch Fabian: ein großes, aber verfallenes Schloß, schlechte Wirtschaftsgebäude, ein bedeutender Teil der Felder dauernd unbebaut; die Dreifelderwirtschaft war also hier noch nicht scharf durchgeführt, ähnlich wie 1770 in Bodzanowitz. Unter Fabians Leitung wurde jetzt das Schloß instand gesetzt, die Mühlen wurden umgebaut, zwei zugrunde gegangene Gutshöfe wiederhergestellt, ein mehrere hundert Morgen großer Bruch entwässert, gerodet und in Getreide- und Tabaksfelder und mit staatlicher Unterstützung in Maulbeerbaumplantagen verwandelt; „zur Erhöhung der Zinsen," der Grundzinsen, wurden zwei Koloniedörfer gegründet. Die wichtigste Aufgabe bildete die rechte Ausnützung der ausgedehnten Waldungen, deren Anwuchs bei der Lage der Güter fern von größeren Städten und schiffbaren Flüssen weder als Bau- noch als Brennholz Verwendung finden konnte. Deshalb legte Fabian einen Kalkofen, eine Pottaschesiederei und an der Straße, die von Kreuzburg nach Brieg führte, eine Glashütte an; diese verarbeitete allein jährlich 14—15 000 Klaftern Holz. Auch kleine Gewinne ließ sich Fabian nicht entgehen; so errichtete er an jener Straße neben der Glashütte einen Kretscham. Ferner wurden drei Frischfeuer erbaut und auf ihnen Tarnowitzer Roheisen verarbeitet, bis durch Ankauf eines Freigutes Erzlager in der Nähe erschlossen wurden und das eigene Erz auf einem neu errichteten Hochofen verhüttet wurde.

Nach neun Jahren, 1789, verkaufte Fabian die

Herrschaft für 240 500 Rth.; die Meliorationsunkosten berechnete er auf einige 30 000 Taler; wenn man sie von obiger Summe auch abzieht, so bleibt noch ein stattlicher Gewinn. Sein Vermögen legte er nun in zwei Güterkomplexen an, in Jessel im Kreise Öls, und Polnisch-Würbitz im Kreise Kreuzburg. Um 1800 legte er in Polnisch-Würbitz die erste im Privatbesitz befindliche Rübenzuckerfabrik im preußischen Staate an; zu gleicher Zeit ging er zur modernen Schlag- und Fruchtwechselwirtschaft über.

Meine Damen und Herren, der eben gegebene Bericht über die Tätigkeit des Grafen Karl Heinrich Fabian von Reichenbach soll aber in uns nicht die Meinung aufkommen lassen, daß wir es hier mit einem vereinzelten Fall zu tun haben. Nein, dieser Bericht ist nur ein typisches Beispiel dafür, mit welcher Kraft sich der schlesische Adel in jener Zeit der Landwirtschaft widmete, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen er den Ertrag seiner Güter hob und selber zu Wohlstand und Reichtum gelangte.

Meine Damen und Herren, ich bin am Ende meiner Ausführungen angelangt. Über die Agrarzustände jener Zeit läßt sich noch sehr viel sagen; doch im Rahmen eines kurzen Vortrags kann man nicht alles restlos erschöpfen, und außerdem ist auch das Programm der heutigen Tagung noch nicht zu Ende. Darum habe ich absichtlich meinen Vortrag benannt: „Einiges von den Agrarzuständen ....“ Meine Damen und Herren, wie ich schon eingangs meines Vortrages erwähnte, will ich mit meinem Vortrage anregen zu tätiger Mitarbeit an der Heimaterforschung, besonders aber will ich anregen, dabei den geschichtlichen Teil nicht zu übersehen. Während uns die Natur die Schönheiten unserer Heimat vor unser leibliches Auge stellt, will die Geschichte das Werden unserer Heimat in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung vor unserm geistigen Auge vorüberziehen lassen. Nur wer die Vergangenheit kennt und ihrer Zusammenhänge mit der Gegenwart sich bewußt ist, wird die gegenwärtigen Zustände verstehen und sie zu würdigen wissen. Erst aus der Kenntnis der Geschichte unserer Heimat erwächst tiefwurzelnde Heimatliebe und Vaterlandsliebe. Dann wird so mancher Gegensatz verschwinden zum Wohle unserer engeren Heimat, zum Wohle unseres lieben deutschen Vaterlandes.

Herbststimmung.

v. P. Dräther, Lomnitz.

Herbsteskühle — Todesbuntheit.
Lebensabend — Lebensnarrheit.
Träge der Natur Behagen,
Aber doch noch kein Verzagen.

Lebensfreut und Überdruß,
Liebesleid — des Todes Kuß.
Wechselvoll ist das Begehren;
Doch man läßt sich nicht belehren.

Wünsche steigen himmelhoch,
Aber wer erfüllt sie noch?
Denn wer steht wohl noch auf Erden?
Kann ihm da noch Friede werden?

Trüber Himmel — Wolkenschleier,
Leere Felder — Erntefeier.
Menschen träumend, doch voll Hoffen;
Liebesherz, wie immer: offen!

Vor 60 Jahren und heut.

Von E. Krocker, Rosenberg OS.

Hoch steht der Roggen, körnergefüllt neigen die langen Aehren zur Erde. Goldgelb schimmert der Weizen. Dunkelgrünes Kraut der Kartoffeln deckt die Furchen; in einer Farbe blüht das Feld. In freundlichen Häuschen wohnt der Bauer. An Sonn- und Festtagen spannt er wohlgepflegte Pferde vor seinen Herrenwagen und fährt zur Kirche. Gesunde Kinder sitzen gut gekleidet in luftigen Schulräumen. Nur wenige haben weitere Wege zu ihrer Bildungsstätte zurückzulegen.

Ueberall Fortschritt! Noch vor einem Menschenalter, vor 60 Jahren, sah es bei uns anders aus. Bei der Sorglosigkeit, die den Bauer von damals kennzeichnet, bei dem zähen Festhalten an der vom Vater, Großvater und Urgroßvater überlieferten Wirtschaftsweise waren nur karge Ernten zu erwarten. Niedrig stand das Korn, kurz und dünn waren die Aehren. Auf gutes, geeignetes Kartoffelsaatgut wurde nicht geachtet. Der Bauer pflanzte, was er eben hatte. Wenn einmal die Kartoffeln auf dem vielfach kalten und nassen Boden mißraten waren, zogen Not und Elend in die Wohnung unseres Landmanns ein. Da wurden die Güter, die vor einem Menschenalter damit begannen, neue Wirtschaftsweisen zu versuchen, die Landwirtschaft in allen Abzweigungen zu fördern, für unsere Bauern ein Muster. Allgemein verwendeten die Güter damals schon das Knochenmehl als künstliches Düngemittel, das in Albrechtsdorf, Landsberg und Grunowitz selbst hergestellt wurde. Die Albrechtsdorfer Knochenmühle lieferte jährlich 1000 Zentner. Vereinzelt fingen auch unsere Bauern an, Knochenmehl in kleinen Mengen zu kaufen. Heute werden im Kreise Rosenberg wohl eine Million Zentner Düngemittel aller Art gebraucht, um unseren Feldpflanzen geeignete Nahrungsstoffe zu geben. So ist es den Bauern trotz des schlechten Bodens und der geringen Geldmittel, diesen beiden größten landwirtschaftlichen Hemmnissen, durch ausdauernde Tätigkeit und zweckmäßige Verwendung der zu Gebote stehenden Wirtschaftsmittel, das Vorbild der Güter nachahmend, gelungen, zu den heutigen günstigen Ernteergebnissen zu kommen. Viel hat auch der landwirtschaftliche Verein dazu beigetragen, der schon vor 60 Jahren bestand und damals 40 Mitglieder zählte: 10 Rittergutsbesitzer, 20 Gutspächter und 10 andere für landwirtschaftliche Belange eingenommene Personen. Eine große Förderung erfährt die Landwirtschaft heute durch die in der Stadt Rosenberg im Jahre 1927 gegründete landwirtschaftliche Schule, über deren Einrichtung und Ziele der Heimatkalender von 1929 Aufschluß gibt.

Der Pferdestand war vor 60 Jahren kläglich. In den bäuerlichen Betrieben war der einheimische kleine Pferdeschlag ausschließlich anzutreffen. Auf dem schmutzigen Düngerwagen, auf den er zwei eckiggeflochtene Halbkörbe legte, fuhr der Bauer die sandige Straße zum Markte in die Stadt, wobei das kleine, magere, struppige Pferd trotz Zuruf, Zügelzug und Wachholderpeitsche im Schneckentempo dahinkroch. Heut hat der Bauer eine Vorliebe für edlere Pferde, die ihm helfen, seine Erde statt Dornen und Disteln reiche Früchte tragen zu lassen. Wenn unser Bauer zwar in der Pferdepflege, Pferdedressur und Pferdefrisur noch nicht so gewandt ist wie seine Kollegen im Westen — die Pferde kosten dort auch den doppelten Preis — so zieht er jetzt trotzdem ein gutes Gebrauchspferd heran, das an harte Arbeit gewöhnt ist und mindestens ähnliche Leistungen vollbringt wie in den Hochzuchtgebieten.

Der Rindviehzucht wurde nur seitens der Güter Sorgfalt gewidmet. Dort fand man Kreuzungen von Landvieh mit fremden Rassen, wie Oldenburger, Holländer und Holsteiner, bei den Bauern nur die kleine dürftige Landrasse, welche infolge der unzureichenden Ernährung, schlechten Wartung und übermäßigen Anstrengung bei der Benutzung als Zugvieh ein kümmerliches Aussehen hatte. Die Milchergiebigkeit der Kühe war unter diesen Verhältnissen sehr gering. Heut ist der Milchertrag in den bäuerlichen Wirtschaften so gestiegen, daß an die Gründung einer Molkereigenossenschaft der Bauern gedacht wird, um die Milch besser als bisher zu verwerten.

Ueberall Fortschritt! In einem amtlichen Bericht über den Kreis Rosenberg aus dem Jahre 1869 heißt es: Von einer günstigeren Gestaltung der wirtschaftlichen oder gewerblichen Verhältnisse der ländlichen Bewohner ist fast nirgends eine Spur. Die augenscheinliche Armseligkeit ihrer Lage würde vielmehr sehr häufig bis zur unerträglichen Not gesteigert werden, wenn der Kreis seine eigenen Lebensbedürfnisse nicht so erstaunlich eng gezogen hätte. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß nur

ein geringer Teil der ländlichen Bevölkerung dem schädlich wirkenden Branntweingenuß abhold ist. Und heut? Heut weiß jeder, daß Bier kein flüssiges Brot und Branntwein kein Lebensstärker ist, daß ein übermäßiger Alkoholgenuß dem Körper, dem Geist und der Geldtasche Nachteile bringt. Die Not in den letzten Jahren war unsere Lehrmeisterin. Die großen Leistungsanforderungen mahnen immer wieder jeden vernünftigen Menschen, sich nicht dem Trinken hinzugeben. Die alkoholfreie Jugenderziehung wird heut von keiner Seite, die Beachtung verdient, in ihrer Berechtigung und Notwendigkeit bestritten. Es darf aber nicht ungesagt bleiben, daß hier noch große Aufgaben zu lösen sind.

Fortschritt überall! Besonders wieder in den Gesundheitsverhältnissen des Kreises. Wie der Verwaltungsbericht aus dem Jahre 1869 zeigt, herrschten im Kreise ständig Pockenepidemien. Ruhr, Fleckfieber und selbst die Cholera wurden eingeschleppt und verbreiteten sich. Der Berichterstatter findet die Ursachen der schlechten Gesundheitsverhältnisse von damals in dem gedrängten Zusammenleben der einzelnen Familien in heißen, engen, niedrigen, nicht lüftbaren Stuben, in denen oft Kartoffeln und Sauerkraut aufgestapelt sind und die manchmal noch mit jungen Kälbern und Schweinen im Winter geteilt werden, auch in dem Umstande, daß die Düngerstätten der Landwirtschaften vor den Häusern zu beiden Seiten der Straße lagen, die flüssigen Dungstoffe bis an die Türschwellen reichten und das Wasser der Brunnen verunreinigten. Die getroffenen polizeilichen Maßnahmen gegen die Verbreitung der Krankheiten wurden oft von unzuverlässigen Personen nur mangelhaft ausgeführt, so daß die Krankheiten immer wieder von neuem ausbrachen. Die Verhältnisse besserten sich nach und nach und heut haben wir ein gutarbeitendes Gesundheitsamt, ein mit neuzeitlichen Apparaten ausgestattetes Krankenhaus, eine wohlgeübte Sanitätskolonne, ein Krankenauto. Der Bauer wohnt in meist guten Häusern. Sie haben Fenster zum Oeffnen, was freilich manchen Leuten noch immer zu wenig bekannt ist. Auch des Nachts muß die frische Luft Zutritt zu den Schlafräumen haben. Diebe kommen doch nicht jede Nacht. Außerdem sollen sie ja heutigentags auch trotz geschlossener Fenster eindringen können.

Fortschritt überall! Der amtliche Bericht von 1869 spricht noch von 221 Kindern, welche aus Mangel an Kleidungsstücken die Schule nicht besuchen konnten. Halbnackte, barfuß im Schnee watende Kinder waren in manchen Ortschaften des Kreises gar häufige Erscheinungen. Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, welchen netten Eindruck die heut zur Schule wandernden Kinder machen.

Wenn wir bisher von Fortschritt auf allen Gebieten sprechen konnten, dürfen wir eine Sache nicht unerwähnt lassen, die einen Rückschritt bis zum Erlöschen genommen hat. Aber es kam, wie es nicht anders kommen konnte. In den 50er Jahren bestanden im Kreise Rosenberg 33 schwungvoll betriebene Hüttenwerke, von denen vor 60 Jahren nur noch acht in Tätigkeit waren. Das Eisen wurde fast ausschließlich aus im Kreise selbstgewonnenen Erzen hergestellt, als Roheisen abgesetzt oder durch Frischfeuer, die durchweg mit Holzkohle betrieben wurden, in Stabeisen umgewandelt. Im Jahre 1867 wurden noch 47 008 Zentner an Rohganzeisen und 5519 Zentner an Schmiedeeisen gewonnen. Lange vorher war die Ausbeute bedeutend. Dann erlosch nach und nach die Förderung und Verhüttung der Eisenerze. Die stürmische Entwicklung der Industrie im oberschlesischen Steinkohlengebiet, die in diesem Bezirk bald mögliche, schnelle und billige Beförderung der Erze und Hüttenerzeugnisse auf Eisenbahnen, von denen eine damals leider in einer Entfernung von 1½ Meilen an der Kreisstadt Rosenberg vorbeifuhr, hat dem uns von anderen Kreisen abgeneideten Industriezweige den Garaus gemacht. Wo ein Fortschritt nicht möglich ist, muß ein Rückschritt kommen.

Es konnten dann als industrielle, für den Absatz im Großen arbeitende Anstalten nur noch die im Kreise vorhandenen 27 Brennereien angesehen werden. Im Jahre 1867 wurden 29 543 Eimer Spiritus hergestellt. Von sonstigen gewerblichen Anlagen bestanden damals im Kreise 80 Webstühle, 68 Wassermühlen mit 88 Mahlgängen und ungefähr 75 Arbeitern, 4 Windmühlen, 1 Roß- und 1 Dampfmühle. Mit Ausnahme der schwunghaft betriebenen Mahlmühlen zu Gr.-Borek, Bozanowitz, Alt-Rosenberg, Uschütz und Kraskau war der Mahlbetrieb der übrigen Mühlen infolge der in den Nachbarkreisen schon vorhandenen fabrikmäßigen Mühlenanlagen und der durch die Eisenbahn erleichterten Verkehrsmittel auf den geringen örtlichen Bedarf beschränkt.

Über den Handwerksbetrieb in den Städten Rosenberg und Landsberg schrieb der Berichterstatter vor 60 Jahren: Der Handwerksbetrieb ist aus den bisherigen engen Grenzen nicht herausgetreten. Er hat auch keinen Aufschwung zu erwarten, solange die Leistungen der Handwerker in

dem bisherigen primitiven Zustande verharren und hinter denen anderer Städte zurückbleiben. Die bedeutenden handwerklichen Fortschritte sind an dem hiesigen Handwerker spurlos vorübergegangen. Wonach er vor allem strebt, ist der Erwerb eines kleinen Grundstücks. Hat er dieses Ziel unter allerhand Entbehrungen glücklich erreicht, so glaubt er sich vor allen mißlichen Eventualitäten geschützt. Der von ihm selbst bearbeitete Acker versorgt ihn mit den notwendigsten Lebensmitteln, und so sind vorläufig seine Hauptbedürfnisse bestritten, denn die Steuern und sonstigen Abgaben sind unerheblich und können bei einer Beschäftigung von nur wenigen Tagen im Monat leicht aufgebracht werden. Dazu kommt, daß mit wenigen Ausnahmen für die geringsten Handwerksarbeiten Preise gestellt werden, die zu der Art der Ausführung und dem verwendeten Material in einem krassen Widerspruch stehen und die Kunden zwingen, die Benutzung der hiesigen Handwerker nur auf Notfälle zu beschränken. Heut sind in der Stadt Rosenberg große Möbeltischlereien, eine Schuh- und Stiefelfabrik. In großen Schaufenstern sind deren Erzeugnisse ausgestellt, ein Beweis für den Aufschwung, den die Handwerksarbeit mit Hilfe der Maschinen genommen hat. Die Handwerker leben ausschließlich ihrem Berufe und suchen sich darin immermehr zu vervollkommnen.

Nun, ihr Alten, ihr habt geschafft und viel erreicht. Ihr Jungen, haltet treu zur Heimat, die euch trägt und nährt! Sie wird euch vor neue Aufgaben stellen, die ihr zu lösen haben werdet. Ergreift jede Gelegenheit zur Weiterbildung. Nur wer etwas kann, ist der Mann, der die Heimat vorwärts bringt, die liebe, die schöne Heimat.

Es ist Mai.

von Paul Dräther, Lomnitz.

Der Frühling hängt von allen Bäumen,
Es grünt und blüht die Welt im Mai.
Wer wird denn da noch länger säumen,
Damit er auch dazwischen sei?

Ich sehne mich dahinzuträumen,
Trotz all des Weltenallerlei —
Was nützet es, sich aufzubäumen.
Den andern ist es einerlei.

Rosenberger Bauernhochzeit.

Von H. Sowa.

Tschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassassa! So klingt es plötzlich irgendwoher. Neugierige Nasen strecken sich in die staubige Straßenluft, alle Fenster sind auf einmal besetzt, Menschen eilen auf die Straße, Passanten wenden ihre Köpfe, und Kinder halten beim Spiel inne. All die griesgrämigen Gesichter übergoldet nun ein froher Schein. Die schlappen Schritte werden fester, energischer, lebenswilliger! Ach, man ist ja für das geringste so dankbar und empfänglich. Noch weiß man nicht, was das für Musik ist, noch hört man sie aus der Ferne, und schon sind die Menschen wie verwandelt. —

Tschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassassa! Nun kommt's immer näher und näher, und wenn auch die Töne etwas mißlungen erklingen, so voll von Dissonanzen und Unebenheiten, man hört nicht auf die einzelnen Töne. Nur das eine nimmt man wahr. Es ist Musik! Es sind festlich-frohe Klänge, die da herüberklingen, Träger einer dem grauen Alltag entgegengesetzter Stimmung, Sieger über Sorgen und Beschwerden, Kinder eines frohen Festes: schon geht es von Mund zu Mund: „Hochzeit!" und was an Kinderbeinen noch nicht dabei ist, läuft flink wie ein Wiesel dahin. Die Erwachsenen rücken sich in den Fenstern zurecht und unten auf der Straße fassen die Leute vor den Häusern Posto, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Ein dichter Menschenschwarm schiebt sich allmählich näher.

Tschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassassa! Spitz und scharf dringen bereits die Töne in die Ohren. Als Führer des Festzuges tänzelt und springt eine Horde übermütiger Bengels und nimmt die gesamte Straßenbreite ein. Dann erblickt das sensationslüsterne Auge die Musikanten. Sieben an der Zahl! Sieben groteske Gestalten, die einem Jean Paulschen Roman entsprungen zu sein scheinen. Jeder ein Typ für sich. Noch ein wenig Regiearbeit und diesen sieben wäre der größte Lacherfolg in einer Nestroyschen Komödie beschieden. Schon dort der erste! Als einziger seiner Kollegen hat er ein Festgewand angelegt, den obligaten Bratenrock und Steifhut. Vielleicht fühlte er sich als Dirigent des Ganzen, so luxuriös gekleidet zu erscheinen. Vielleicht gedenkt er ein Solo zu liefern. Vielleicht erhofft er auch eine Bevorzugung beim Braten und Kuchen und Schnaps. Vielleicht... Die anderen haben es nicht für nötig erachtet, die Hochzeitsuniform anzulegen, wenn man von den drei Steifhüten absieht, die sich neben den drei restlichen, ziemlich altertümlichen Filzhüten sehr festlich ausnehmen. Der eine hat eine grüne Jacke und braune Hosen, der andere eine blaue Jacke und eine graue Hose. Natürlich durchweg Korkenzieherbügelfalten, und wie wichtig kommen sie sich alle vor? Ihr Motto ist: Je lauter, desto besser!

Dann kommen drei Ehrenjungfrauen, hinter ihnen das Brautpaar. Ein junges, sympathisches Paar, das inmitten dieser neugierig glotzenden Menschen auf den Wolken des Glückes zu schweben scheint. Er blickt ernst zu Boden, und ihre Augen scheinen mit der Zukunft Zwiesprache zu halten. Dann noch drei Zylinder, drei weiße Binden, drei Bratenröcke, drei (lila-rosa-weiße) Kleinstadttoiletten und drei Blumensträuße der drei städtisch gekleideten Kränzelpaare. Den Übergang bilden die zylinderlosen Hochzeitsgäste, und den Abschluß die interessantesten Paare, die bäuerlichen, d. h. nur die Frauen in ihren knallroten, in kugelform gebundenen Kopftüchern, den türkischen und sonstigen Umhängen und unzähligen schweren dunklen Röcken; denn die Männer sind verstädtischt.

Ach, wie schön wäre der Zug, wie einheitlich, wie stilvoll, wenn alles bäuerlich farbenfroh dahinkäme. Das Ganze ist ja noch eine bäuerliche Angelegenheit, ein traditionelles Überbleibsel aus der noch nicht allzu ferndörfischen Vergangenheit. Heut von ungewollter, unbeabsichtigter, komischer Wirkung! Heut muß dieses Durcheinander von Stadt und Land, von industrieller und ländlicher Gemütlichkeit, grotesk anmuten, und ist zugleich ein Beweis dafür, wie schwer es den Bewohnern des Kreises Rosenberg wird, sich umzustellen, mitzugehen mit der Zeit und ihren gewandelten Sitten.

Jetzt geht es mit einem „Choral" zur Kirche, und wieder ebenso zurück, begleitet auf beiden Seiten von der schaulustigen Menge. Auf der Rückfahrt und in den Abendstunden klingt wieder das „Tschingdera, tschingdera, bumdera, bumderassassa" durch die stillen Straßen. Nun geht es zum Tanz in den Saal des Ortes. Die Rangfolge ist die gleiche. Nur die bäuerischen Damen haben sich umgezogen. Die Tücher sind abgelegt und samtne Mieder und riesige, schwerseidene blumig-

bunte Schürzen prangen auf den Rockmassen. Nackte Arme spielen mit dem Festtagsschmuck. Das Brautpaar fehlt!

Etwas später sieht man Braut und Bräutigam durch eine Straße auf stillerem Umwege zum Saale fahren. Ob sie den Katzenbuckel des Pflasters spüren? Ob sie die Rosen auf diesem einmaligen Wege vermissen. Ob sie die symbolhafte Bedeutung dieser Stunde und ihrer Begleitumstände erfassen? Im Brautstaat mitten durch die gleichgültigen, von der Bahn in die Wohnung hastenden Menschen, zu Wagen durch den Schmutz des Alltags ausgesetzt, dem abtastenden Blick der oft so gedankenlosen Menschen!

O häßliche Zeit, die du zwei Menschen an ihrem schönsten Tage zu solcher Entsagung zwingst. —

Ein Ehekontrakt aus dem Jahre 1808

zur Verfügung gestellt von Lehrer Zimmermann, Basan.

Von dem Königlichen Domainen-Amte Bodland wird hierdurch kund und zu wißen getan, daß vor demselben unterm 31ten October 1807 in Person erschienen, der Simon Mioska aus Borkowitz und die Jungfer Hedewig Kinder in Beistand ihres Vaters des gewesenen Schullehrers Mathias Kinder aus Jaschine und gebethen haben die von Ihnen übergebene Eheberedung, zu bestätigen, welche von Wort zu Wort also lautet:

Im Nahmen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ist heut, unten gesagten Jahr und Tag, bis auf Bestätigung des Wohllöblich Königlichen Domainen Amtes zwischen dem Ehrsamen Junggesellen Simon Mioska Freigärthner in Borkowitz, als des weiland Ehrbaren Paul Mioska gewesenen Freigärthner allda, eheleiblich nachgelaßenen jüngsten Sohne eines, und der ehr und tugendsamen Jungfer Hedewig Kinder, des ehrbaren Mathias Kinder, Häusler und gewesenen Schullehrer in Jaschine, jüngen Tochter anderenteils, ein christlicher Ehecontrakt mit Zuziehung beiderseitigen Zeugen und Beiständen wohlbedächtig abgeredet und beschlossen worden, daß obbemeldete beide verlobte Personen einander versprochen haben, in ehelicher beständiger Liebe und Treue sich dermaßen in ihrem Ehestande aufzuführen und zuverhalten, wie es christlichen und Gottgefälligen Eheleuten wohl anstehet und geziemet. Diesem nach verspricht

§ 1.

der Bräutigam seiner Jungfer Braut als zukünftigem Eheweibe, falls er eher als sie mit dem Tode abgehen möchte, daß selbige seine Freigärthner Stelle als Eigenthum besitzen solle. Ingleichen

§ 2

daß sie die Braut dasjenige Vieh und Wirthschafts Geräthe, welches der Bräutigam bei Annehmung der Stelle eigenthümlich erhält, an sich ziehen und nutzen könne.

§ 3

Die Jungfer Braut bringt ihrem Bräutigam und zukünftigen Ehemanne Simon Mioska als eine Mithälfte Zwanzig Thaler, eine Kuh und eine Kalbe, wie auch das Brautbette. Im Fall aber die Braut zuerst mit Tode abgehen möchte, soll der Bräutigam von der Braut zugebrachten Gelde Zwanzig Thaler, die Brautkleider, eine Kuh und eine Kalbe, wie auch das Brautbette, zu behalten befugt sein; diesen also geschlossenen Ehecontrakt haben beide Teile einander stets fest und unverbrüchlich zu halten mit Hand und Mund angelobet und versprochen.

So geschehen, zu Jaschine den 18ten Oktober 1807.

Zeugen sind hierbei gewesen

Auf Seite des Bräutigams

Simon Mioska, Bräutigam
Michael Motzigamba, Stief-Vater
Jakob Nocinsky
Franz Mioska.

Auf Seiten der Braut

Hedewig Kinder, als Braut
Mathias Kinder, Vater der Braut
Lorentz.

Zu Urkunde ist vorstehende Eheberedung unter unserem gewöhnlichen Domänen-Amts-Insiegel und Unterschrift ausgefertigt.

Bodland, den 18ten Januar 1808.

(Siegel.)

Königlich Preuß. Domainen-Amt.
Pratsch Bensert Otto

Confirmatis

der Eheberedung des Simon Mioska aus Borkowitz und der Jungfer Hedewig Kinder aus Jaschine.

Die Frostschäden des letzten Winters im Obstgarten.

Von Pfarrer Musiol-Schirokau.

Der öffentliche Wetterdienst hat für den Kreis Rosenberg als tiefste Temperatur des letzten Winters 37,2 Grad Celsius und 117 Frosttage festgestellt. Beim Vergleich mit den Kältegraden anderer Gegenden ergab sich die für uns überraschende Tatsache, daß unsere Heimat mit obigen Zahlen an der Spitze marschiert nicht nur im engeren Oberschlesien, sondern in ganz Deutschland.

Auf diesen Rekord brauchen wir nicht besonders stolz zu sein, und kein Mensch wird uns darum beneiden. Es wird damit nur bestätigt, was einheimische Beobachter längst wußten, daß unsere Gegend ein recht rauhes Klima hat, wie es im Flußgebiet der nicht regulierten Lis-Wartha mit ihren versumpften hiesigen Zuflüssen kaum anders zu erwarten ist. In dieser Hinsicht ist bei uns noch vieles zu bessern, was nur mit staatlicher Hilfe geschehen kann.

Der Winter hat uns früher nicht verwöhnt, der letzte hat es aber besonders schlimm gemeint und Mensch und Tier schwer leiden lassen. Während sich die Menschen den bösen Gesellen mit Holz und Kohle, wenn auch unter großen Geldopfern, vom Halse halten konnten, sind in mangelhaft gebauten Ställen viele Haustiere erfroren, besonders hat das Wild und die Vogelwelt stark gelitten.

Mit Bangen dachte der Landmann an seine Saaten unter der hohen Schneedecke. Die erste warme Frühlingssonne brachte sie langsam zum Vorschein, der Schnee hat sie geschützt, wir durften aufatmen und hoffen. An die Obstbäume im Garten werden im Winter nicht viele gedacht haben, sie spielen bei uns keine lebenswichtige Rolle. Langsam wurden wir doch gewahr, daß diese es nicht so eilig hatten, mit der Frühlingssonne zum neuen Leben zu erwachen und bei näherem Zusehen mußten alle Obstbaumfreunde die schlimme Entdeckung machen, daß die meisten ihrer Lieblinge im letzten Winterfrost jämmerlich erfroren sind, nicht nur in der Blütenknospe, wie andere Winter früher auch, sondern im langjährigen Holz, was den Verlust nicht nur der diesjährigen Ernte, sondern der Baumbestände überhaupt bedeutet. Manche wollten die schlimme Katastrophe nicht glauben, sie klammerten sich an den schwachen Austrieb, besonders in der oberen Baumkraune, bis sie mit fortschreitender Zeit feststellen mußten, daß dieses Leben keine Verbindung mit der gesund gebliebenen Wurzel hatte, weil sich die Aeste mit rötlichen Sporen, Zeichen des Abgestorbenseins, bedeckten und die Rolle des Saftleiters nicht mehr spielen konnten.

Ohne Zweifel hat der letzte Winterfrost mit unseren Obstbäumen gewaltig aufgeräumt, wir sehen es in allen Gärten, auf allen Wegen, weit bis nach Niederschlesien hinein. Der Schaden ist groß und erst in vielen Jahren wieder gut zu machen, besonders aber groß in unserer Heimat. Es wäre nicht soweit gekommen, wenn wir schon früher größere Sorgfalt in der Sortenauswahl verwandt hätten. Gedankenlos kauften und pflanzten wir alles, was wir in anderen, klimatisch günstigeren Gegenden gesehen, oder was uns entlegene Baumschulen angepriesen und geliefert haben. Im Getreidebau oder in der Kartoffelsortenanzucht gehen wir zum Glück nicht so planlos zu Werke. Durch Schaden klug gemacht, hat es der Landwirt längst begriffen, daß jede Sorte gewisse Lebensansprüche an Boden und Klima stellt, soll ihr Anbau lohnend sein. Nur vom Obstbaum verlangen wir, daß er sich auf uns umstellt und mit dem vorlieb nimmt, was unsere Gegend ihm zum Leben bietet. Wir vergessen, daß auch in jeder Obstsorte ein besonderes pflanzliches Leben wohnt, das gegen ein Uebermaß von Kälte und Wärme in verschiedener Weise empfindlich ist.

Gerade den Obstbaum hat die Natur ziemlich schutzlos den Unbilden des Winters ausgesetzt. Alles Blattwerk fällt im Herbst ab, kahl sind die Arme, die er zum Himmel streckt, dünn das Mäntelchen, welches das zarte Innere schützt, oft dringt der Frost hinein, spaltet die Schutzhülle, mitleidflehend stehen dieses Jahr gar viele solcher Frostopfer in Gärten und auf öffentlichen Wegen und klagen uns an, daß wir sie herzlos aus wärmeren Gegenden, in denen sie gezüchtet und für die sie geschaffen sind, in unsere rauhe Heimat verpflanzt und dem Tode ausgeliefert haben.

Schon unsere gewöhnlichen Winter sind den meisten Obstsorten wenig zuträglich, trotz bester Pflege gedeihen sie nicht, ihre Rinde ist rissig, ihre Aeste krebskrank, weil Spätfröste den normalen Verlauf der Vegetation und Fruchtbildung stören und den Baum gleichsam verärgern. Diesen schon längst kranken Bäumen hat der abnorme Winter nur den Rest gegeben und sie von ihrem elenden Dasein befreit.

Es könnte manch freundlicher Leser, der den Ausführungen des Kalendermannes bisher geduldig gefolgt ist, leicht einwerfen: dann pflanze ich eben keinen Obstbaum mehr, wozu erst das Geld — zum Garten hinauswerfen! So könnten wir mit Recht nur dann sprechen, wenn durchweg alle Obstbäume in diesem Winter bei uns erfroren wären. Gott sei Dank ist dies durchaus nicht der Fall. Wenn wir unsere Obstgärten daraufhin untersuchen, werden wir finden, daß es viele Bäume gibt, denen der strenge Winter nicht im geringsten geschadet hat, die mit grünem Laub bedeckt, sogar mit Früchten beladen sind, als wollten sie sich empfehlen und uns für die Enttäuschung der anderen entschädigen, die nicht weit von ihnen, abgestorben dastehen. An irgend einem Umstand muß es doch liegen, daß die einen Obstbäume lebendig und gesund, die anderen tot sind. In der Tat, es liegt nur an der Sorte, nicht an dem Baum als solchen. Gewisse Obstsorten mit ganz bestimmten Namen haben unseren letzten Winter spielend überstanden, andere wieder haben total versagt.

Wenn das Schreiben und Lesen dieser Zeilen irgend einen Zweck haben soll, dann müssen wir die bei uns gangbarsten Sorten auf ihre Winterfestigkeit in etwas uns ansehen, wobei diese Ausführungen nicht im geringsten den Anspruch auf Vollständigkeit und Richtigkeit erheben, sie wollen nur eigene Beobachtungen wiedergeben und ein wenig zur Klärung in der Obstsortenfrage beitragen zum Nutzen der guten Sache.

Fangen wir damit an, zunächst der „Toten" in Liebe und Dankbarkeit zu gedenken. Sie haben ihr Schicksal nicht verdient. Durch viele Jahre, über manchen Winter haben sie uns das edelste, saftigste Obst geliefert, deren Schönheit und Wohlgeschmack mit dem jeder anderen Länder wetteifern konnte, ja diese darin übertroffen hat. Hierher gehören alle Pfirsiche, alle sog. Butterbirnen mit fremdländischen Namen, die als Spaliere an Südwänden gezogen — im Freien, in offener Lage versagten sie bei uns völlig — butterweiche, köstliche Früchte lieferten. Allen diesen hat der böse Winter den Garaus gemacht, kaum in geschützten Lagen sind sie heil geblieben, was in meinem Garten nur bei Josefine von Mecheln und weniger bei der Dielschen Butterbirne der Fall ist.

Zu den „Toten" zählen auch viele Apfelsorten, meist Kinder wärmerer Länder und Winter, besonders am Meere, wie der haltbare Schöne von Boskoop, der duftende Gravensteiner, alle fremdländischen Reinetten, während sich solche mit deutschen Namen, wie die Landsberger, Baumann, Borsdorfer u. a. besser behauptet haben und dieses Jahr sogar mit Früchten behangen sind, andere wieder wie die Großen Kasseler, Minister von Hammerstein, Bismarckapfel sind total erfroren. Es soll nicht heißen, daß die „tot" gesagten Sorten für immer aus unseren Obstgärten verbannt sein müssen, der Obstliebhaber darf ihnen auch fernerhin ein warmes Plätzchen in seinem Garten einräumen, nur eignen sie sich nicht im geringsten zum Massenanbau und noch weniger zum Erwerbsobstbau in hiesiger Gegend. Erwähnt sei noch, daß alle sog. russischen Apfelsorten, wie es bei unserer Nachbarschaft kaum anders sein kann, den Winter großartig überstanden haben und zu größerem Anbau hiermit empfohlen werden. Dazu gehört der bei uns zeitig reife, köstliche weiße Klarapfel und der „Charlamowsky". Frostfest, gesund, reichtragend erwies sich bei mir der Apfel von Croncels, von dem eine alte Sortenbeschreibung erzählt, daß er 1879/80 vom Frost verschont geblieben ist. Widerstandsfähig erwies sich auch der Kgl. Kurzstiel, Cellini, Prinzenapfel, während der sonst sehr dankbare Eoc-Apfel, die Goldparmäne, der Boikenapfel, der schlesische Lehmapfel u. a. im Holz nicht ganz frostfest sind.

Aus der ganzen Darstellung ist bereits ersichtlich, daß für unsere Gegend eine größere Auswahl passender A p f e l sorten vorhanden ist, im Gegensatz zum B i r n baum, der sich auch in mittleren Wintern bei uns in den kalten, nassen Böden, nicht wohlfühlt, gegen Spätfröste empfindlich ist und nur in den geringeren, heimischen Sorten fortkommt.

Inbetreff der übrigen Obstarten sei kurz erwähnt, daß z. B. alle Nußbäume als Kinder südlicher Länder erfroren sind. Wurzelechte Haselnüsse ergrünen von unten. Recht empfindlich ist der Verlust unzähliger Süßkirschen auf öffentlichen Wegen für die Kreisverwaltungen, die auch fürher für unsere Gegend nicht zuverlässig waren, während die sog. Schattenmorelle im Holz gesund blieb. Auch ältere Pflaumenbäume sind verloren.

Beim Beerenobst gab es einen großen Ausfall in hochstämmigen Stachel- und Johannisbeeren, deren Stämmchen abfroren, während die niedrigen Sträucher sich besser behauptet haben.

Was soll mit abgefrorenen Bäumen geschehen? Tote Bäume werden nicht mehr lebendig, ohne Mitleid müssen sie ausgehauen und ins Feuer geworfen werden.

Wem es Freude macht, kann man bei jungen Bäumen — aber nur bei diesen — einen kräftigen Trieb aus der infolge Schnee gesund gebliebenen

Veredlung zur Aufzucht eines neuen Stämmchens benutzen, was nicht schwer ist. Die Hoffnung, daß kränklich aussehende Bäume sich erholen und ausheilen, ist in unserem Klima recht gering, es ist besser, nach Bodenverbesserung einen neuen passenden Baum zu pflanzen. Nur bei gesundem Stamm und Leitästen, wenn sich dieses Jahr kräftige junge Triebe gebildet haben, kann mit der Bildung einer neuen Krone versucht, unter Umständen der Baum mit einer neuen Sorte umveredelt werden. Bevor die Axt an den Baum angelegt wird, darf man sich mit ihm ein klein wenig unterhalten.

Zum Schluß noch die Hauptsache. Was nützt alle Sortenweisheit, die uns der letzte Winter mit einem schlimmen Denkzettel gelehrt, wenn die Baumschulen gar nicht in der Lage sein werden, den großen Bedarf in gewünschten Obstsorten zu liefern oder die Preise für den Landwirt unerschwinglich sind? Der einzelne ist darin machtlos, aber für die zuständigen Amtsstellen bietet sich die unabweisbare Pflicht, Versäumtes nachzuholen und durch schleunige Anlage von heimischen Baumschulen zur Anzucht passender Obstsorten, sei es im Anschluß an die landwirtschaftlichen Kreisschulen im eigenen Betriebe oder Unterstützung eines tüchtigen Obstfachmanns, für billige und sortenechte Belieferung der Kreisangehörigen zu sorgen. Dann darf man ihnen auch den Spruch vorhalten: Auf jeden Raum, pflanz einen Baum, jetzt aber mit dem Zusatz: den für unsere Gegend passenden Baum.

Anmerkung der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung. Im Interesse des heimischen Obstbaues wird gebeten, dem Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung, Hauptlehrer Wilk-Paulsdorf, die Namen derjenigen Obstsorten anzugeben, welche sich als winterhart erwiesen haben.

Das Bächlein.

v. P. Dräther, Lomnitz

Alle die Wässerlein eilen zu Tale,
Alle die Tausend zum ersten Male.
Immer wohl wiedergeboren aus Erdentiefen,
Weil die eilenden Wellen nach oben riefen.

Und ob sie alle noch so sehr drängen,
Sie ließen sich doch in die Ufer zwängen.
Ein Spiegel sind sie und nicht zu klein,
Daß nicht der Himmel selbst schaute hinein.

Himmelsfalter.

Von Julius Stephan.

Mit lieben Menschen wandere ich durchs stillverträumte Skronskauer Tal. Ein kleines Rinnsal läuft über den Weg. Daran haben sich ein paar allerliebste Bläulinge niedergelassen: sie saugen eifrig das kühlende Naß. Von unserem Schritte aufgescheucht, flüchten sie in das nahe sonnenverklärte Gerstenfeld und setzen sich an die leise nickenden Aehren.

Sieh nur, wie sie sich drehen und wenden, um in die gewünschte Lage zu kommen! Das Köpfchen mit den spielenden Fühlern ist gegen die Erde gerichtet und steht vom Halme etwas mehr ab als das aufwärtsstrebende Körperchen, die wundervollen zarten Flügel sind ganz ausgebreitet und stehen zu den Strahlen der sich schon neigenden Sonne nahezu senkrecht. Nach einem bekannten physikalischen Gesetze wird eine Fläche um so stärker beleuchtet und erwärmt, je steiler das Licht auf sie fällt. Hier können wir das ganz prächtig nachprüfen. Lassen sich die Tierchen auf einem Stein, auf der staubigen Straße oder auf einer Blüte nieder, so geben sie dem Kopf gewöhnlich eine höhere Lage als dem Hinterleib. Ganz anders klammern sie sich, wie wir uns eben durch den Augenschein überzeugen können, an die schwankenden Halme. Immer setzen sie sich so, daß sie die lichtvollen Spender belebender Wärme mit offenen Armen, will sagen, offenen Schwingen, empfangen.

Nur um die heißeste Mittagszeit wagen es die Falterchen nicht, den Reiz ihrer blauen Gewandung in voller Schönheit auszubreiten, da sie dann mit einer schier unerträglichen Strahlenfülle überschüttet würden. Die Flügel stehen dann rechtwinklig zueinander, ahmen etwa die Form eines halb aufgeschlagenen Buches nach. Je weiter sich jedoch das Tagesgestirn von seinem höchsten Punkte entfernt, desto mehr öffnen sich wieder die blauen Decken. Morgens und jetzt, am späten Nachmittag, sind sie völlig ausgebreitet. Abends aber werden sie ganz geschlossen; denn nun müssen die Falter darauf bedacht sein, den am Tage aufgespeicherten Wärmevorrat sorgsam zu bewahren, indem sie der Ausstrahlung eine tunlichst geringe Angriffsfläche darbieten. Sieh, dort im Schatten sitzen sie schon in Ruhe! Die mit Punkten und Ringeln übersäte graue Rückseite macht sie fast unkenntlich.

So können wir von diesen kleinen Schmetterlingen ein hübsches Kapitel Physik lernen. Aber sie vermögen uns noch mehr zu erzählen, wenn wir nur verstehen, richtig hinzuhören und hinzuschauen. Welchen Genuß hat schon das Auge beim Betrachten dieser verklärten Gebilde. Wie Geschenke oder wie Boten des Himmels kommen sie mir immer vor. Ists nicht, als hätte das Firmament Farbe und Glanz über sie ausgegossen?

Hans Gäfgen weiß darüber ein artiges Märlein; ich will dies nacherzählen, während wir hier auf der Bank ein wenig ausruhen:

Vor hunderttausend Jahren und mehr war der Himmel stets grau, bleigrau, wie heut nur noch in trüber Regenzeit. Da sprach der Alloater eines Tages zu Michael, dem Erzengel: „Wir wollen den Menschen dort unten die Sommerfreuden nicht länger trüben durch unser griesgrämiggraues Himmelsgesicht. Nimm dein Gerät zur Hand, nimm dein schönstes silberzartes Götterblau und male mir meinen Himmel, auf daß er lache und lachen mache". Michael aber war wenig geübt in jener Kunst und so fiel ab und zu ein blaues Tröpfchen hinab auf die Erde. Dem Herrgott aber gefielen die blauen Flecken in der grünen Landschaft und er hauchte ihnen Leben ein und sprach: „Ihr blauen Vöglein sollt den Menschen Hoffnung geben auf schöne ungetrübte Sonnentage und ihnen erzählen von der Güte ihres Herrn". Da flatterten die Bläulinge froh über die Wiesen hin, und die Menschenkinder staunten und freuten sich über die Himmelsfalter . . . . .

. . . Und wenn ich dieses Schimmern und Farbensprühen sinnend betrachte, so verwandeln sich die gleißenden Flügelflächen mir plötzlich in tiefe fragende Rätselaugen: Ist all die blendende berückende Schönheit, all diese Farbenglut nicht ein leiser Abglanz, ein leises Mahnen, ein Ahnen von dem, der der Urquell alles Schönen ist?

* * *

An die schlummernden und gaukelnden Himmelsfalter im sonnenverklärten Getreidefeld mußte ich noch immer denken, als wir in später Stunde durch träumende Wiesen und Felder schritten und unter einer einsamen Linde nochmals kurze Rast machten.

Auf dem Feld ein dunkler Baum
Drinnen wohnt ein tiefer Traum.
Dunkles Feld und dunkler Baum —
Ueber uns der Sternenraum.

Ueber uns das lichte Zelt,
Ewigweite Wunderwelt,
Und die Hand, die alles hält:
Sterne, Menschen, Baum und Feld.

(Wilhelm Lueljens)

Ein paar Tropfen aus dem Meere der Eindrücke des Staudenjahres.

Wilk, Paulsdorf.

In wieviel hundert Wetterstimmungen, Beleuchtungen und Durchleuchtungen genießt das Auge die Farbenwelten der Staudenbeete, und wie verschieden und ewig neu wirken sie unter jenen Einflüssen. Am wunderbarsten sind sie, wenn sie regungslos dastehen im Abendglühen, im Mondenschein, fahlem Gewitterlicht oder tausendschwer im herbstlichen Nebeldufte von silbernen Spinnwebeketten, rötlichen Morgensonnenstreifen und Nebelschatten durchwirkt. Wie herrlich duften sie! Stauden brauen einige der schönsten Düfte der Erde. Selbst dem Blattwerke vieler Arten entströmt erfrischende, aromatische Würze. Düfte erscheinen uns als immer kostbare Gaben und Offenbarungen der Natur. Welchen Hintergrund bildet all das Blühen und Dauern der Stauden für menschliches Werden und Vergehen, Weben und Wachsen in dem ungeheuren Geheimnis „Zeit". Staudenblühen ist in besonderer Weise eine Uhr der Jahreszeiten, faßt sie in sammelnde Symbole, an denen sich oft ein dem Nichtkenner jener Blumen unbekanntes Gefühl der Jahreszeit und Natur entzündet, weitet die Wochen, Monate, das Jahresgefühl, belebt die großen Spindeln des Erinnerungswebens. Sieh, lieber Natur- und Gartenfreund, oft und gerne habe ich mich an den prächtigen Stauden in vielen Gärten und Anlagen in der Heimat und in der Fremde erfreut, habe ihre Schönheit tief empfunden; darum will ich dir einige Tropfen aus dem Meere der Eindrücke des Staudenjahres bekanntgeben.

April.

Aprilsonne scheint warm durchs kahle, flimmernde Geäst. Am Himmel türmt sich bald lachende, bald drohende Pracht. Noch liegt der Garten in grauen, schüchternen Farbentönen wie ein untermaltes Bild. Bald wird das Luftgebräu reicher, der Finkenschlag volltönender, das Wolkenweben gewaltiger. Baum- und Strauchwelt blicken noch herb und ungläubig drein, bis auf einige unternehmende Frühlingserscheinungen und manch wunderliches, schon im ersten Vorfrühling beginnendes Blühen in fast herbstlichen Farben und Düften, gleichsam das erste noch zahnlose Lächeln des jungen Jahres. Die zarten, bunten Blumen der Stauden gehen mutig voran. Schlüsselblumen und Leberblümchen leuchten als blaugelbe Farbenbänder durch leichte Schnee- oder Hageldecken, Krokus, von Märzbechern überragt, öffnen breite, zitternde Schalen den ersten Bienen oder schließen sie in den letzten Flocken. Schon beim Aufsteigen dunkler Wolken hüllen sich die Krokusblumen spitz zusammen, auch wenn der Himmel oben noch heiter ist und die Bienen summen. Da das Nebeneinander und Nacheinander der Blütezeiten in der Strauch- und Staudenwelt in jedem Jahre wechselt, so muß man, um manche Farbenakkorde recht sicher und lange zu gewinnen, frühe und späte Gattungen mancher Stauden zusammenpflanzen, also den rosafarbenen Seidelbast mit Schneeglöckchen und Märzbechern umgeben, den gefüllten Mandelstrauch und das „Frauenherz" mit den früheren und späteren Zwergschwertlilien und der frühen einfachen und späteren, gefüllten Arabis.

An Stelle ungeduldiger Frühlingserwartung tritt nun bald der Wunsch, das stürmende Werden zu dämpfen. Der Frühling ist ein Feuerwerk, das nie im richtigen Tempo abgebrannt wird. April und Mai sind Primelmonate. Es folgen einander niedere bunte Primeln, hohe Samtprimeln und Samtaurikeln. Die Farbenskala der Aurikel, dieser vornehmen Alpenprimelart, erinnert an alte persische Teppiche in Blaßlila, Samtlila, Rosa, Goldbraun, Samtschwarz und Kaltgelb. Sie duften wie Rokoko Riechfläschchen aus Mozarts Tagen, während die Gartenprimeln ihren zarten Duft aus Aprikosen und gelben Rosen mischen. Aurikeln halten bis in den hohen Norden ohne Decke im Freien aus, wie ja elegante und zarte Leute oft heroische Eigenschaften in sich tragen.

Die stärkste Wachstumsbildung des April ist die meterhoch wachsende Kaiserkrone. Ihre geheimnisvollen Blüten bergen silberne Spiegel. Sie verbreiten einen Geruch wie Raubtierkäfige. Das Staudenreich enthält manche solcher Gefilde, groteske, seltsam vorweltlichen Charakters.

Mai.

Der Mai findet Staudenbeete voll mannigfaltigen Grünens und Blütenlebens, in heißer Sonne oder kühlem Laubdunkel, überschattet und überschüttet von Obstblüten. Den ganzen Monat lang blüht das „Tränende Herz", diese chinesische, ganz von Fäden deutscher altmodischer Gartenpoesie umsponnene Staude. April und Mai sind auch Tulpenmonate. Wenn dir die Tulpen noch keine große Lebensangelegenheit sind und nicht das ganze Jahr hindurch deine Vorfreude regen, dann liegt dies nur an der Unbekannt-

schaft mit dem märchenhaften Zauber ihrer Schönheit und mit ihrer Anspruchslosigkeit als Gartengewächs. Die beiden schönsten aller gefüllten Tulpen „Murillo" und „Leuchtfeuer", erbringen wieder einmal den Beweis, wie oft Füllung der Blumen nicht Entseelung, sondern Erfüllung der Formenschönheit ist. Jetzt beginnt nun auf Wochen und Monate die Freude an veredelten, bunten und weißen Margeriten, dieser klassisch einfachen, unerschöpflich reichen Blumenform, welche dem Auge niemals langweilig wird. Weiße Leucanthemumbüsche leuchten weit durch Dämmerung und Mondenschein und verblühen erst mit dem Erblühen der großen Sommermargeriten. Abends entsteigt den weißen Margeriten ein feiner Kornfeldduft. Der Frühlingswind wühlt in den lachenden Farben der bunten Margeriten, deren dichte, weiße, rosa und rotsamtigen Sterne hoch über dem zierlichen Laubwerke der urgesunden Pflanzenstöcke schweben und im Winde Wellen wie Wasser treiben. — Auch mancherlei große, wuchtige Stauden schmücken schon den Mai: die gelben Büsche der Schweizer Gemswurz, rosa, blaue und weiße Lupinen, feierlich und stilisiert wie aus ägyptischen Königsgärten, Feuerlilien mit mehreren Blütenetagen, mächtige Geißbart-Spiräen, die so recht in die Nähe des Feuermohns gehören.

Jede Farbe erhält ihr eigentliches Leben durch die Nähe gewisser anderer. Man muß in dichten Trupps zusammenpflanzen, was alljährlich in schönen Farbenakkorden Hand in Hand miteinander blüht. Pfingstnelken mit Pfingstrosen, die dunkellila Büschelglockenblume ‹Campanula glome=rata› mit der gelben exotisch duftenden Taglilie, rote Päonien vor weiße Deutzienſträucher, Goldregen in Hunderte schwarzblauen Schwertlilien, Rittersporn vor Edeljasmin.

Alle Blumen leisten zu ihrer Jahreszeit der Seele ihre besonderen Dienste: in diesen höchsten Maitagen an denen Himmel und Seele einander ihre verschleierten Tiefen öffnen und die quellende Pracht des Weltanblicks in manchen Stunden von fast verzehrender Schönheit ist, kam mir von einer Irisstaude wieder recht zum Bewußtsein, in welchem Maße Blumen eine Würze der Naturfreude sind.

Juni

Die Staudenbeete im Juni werden beherrscht von Feuermohn, Geißbart-Spiräen, Iris germanica und schlanker sibirischer Iris, von Glockenblumen, Staudennelken, Feuerlilien, chinesischen Pfingstrosen und Taglilien, von bunten Margeriten, Rittersporn und weißen Madonnenlilien. — Nach warmer Nacht sind oft so viel glühende Riesenmohne weit erblüht, daß das Auge fast erschrickt. Wenn heiße Sonne die Blumenschalen des Feuermohns durchleuchtet, scheinen sie in brennender Rotglut zu stehen. Manche Höhepunkte der Mohnwirkung in Junistimmungen bleiben uns jahrelang im Gedächtnis; wie Opferfeuer brennen sie vor blauen Fernblicken, scheinen die Hitze des Tages zu mildern und seine Pracht zu sättigen.

Ende des Monats wiegt der mannshohe große Rittersporn seine fabelhaften Blütentürme im Winde. Große Hummeln eilen erfahren und geschäftigt wie Lampenputzer diese Stauden abwärts ringsherum, entschieden ahnungslos, daß sie mal zu den Erbauern der Pflanze gehören. Die schönsten Wirkungen entstehen bei Rittersporn durch das Nebeneinander möglichst verschiedenartiger Tönungen. Reines Blau ist die verklärteste, freudigste aller Farben, die Farbe der ewigen Hoffnung.

Im Mondlicht leuchten und duften wunderbar die weißen Lilien. Sie wurden von den Kreuzfahrern aus dem Orient mitgebracht, haben sich so fest in Deutschland eingebürgert wie jene geheimnisvolle Gefühlswelt, zu der sie tiefere Beziehungen als die eines bloßen Naturſymbols zu haben scheinen. Die höchste Würde der Blumen verkörpern uns gerade diese Lilien.

Nahe an den Adel der weißen Lilie reichen die weißen Glockenblumen. Die Edelsorten der chinesischen Staudenpäonie mit ihren entlosen Farben- und Formenreichtum öffnen weiße, rosafarbige, dunkelrote Knospenbälle über edlem Laubwerk. Päonien gehören zu den Pflanzen, die sich anfangs, wie manche Werke großer Künstler, über unseren Kopf hinweg an einen anderen Geist und Geschmack zu wenden scheinen, bis wir im Laufe der Zeiten in sie hineinwachsen.

Juli

Im Juli verklingen noch Frühlingsstimmen und erglänzen schon Herbstschätze. In den Juli-Staudenbeeten treten in den Kreis der vielen großen Juniblüher, die noch in voller Pracht stehen, als auffallende Erscheinungen die großen Spiräen, Phlorze, Sommermargeriten, Eisenhut, hohes Schleierkraut, blaue Edeldisteln, als Riesenstauden besonders Malven und Goldballstauden hinzu.

Im Juli und August stehen die Gartenstaudenbeete ganz unter dem Zeichen der großen Sommerphlorze. Wer die Herrlichkeit anderer Staudenphlorze in ihren 30—40 führenden Sorten einige Jahre lang in seinem Garten sah, wird nicht recht verstehen, wie er früher so phlorzlos hat leben können. Wenn ein Abendsonnenstreifen auf Phlorzblütensträuße fällt, scheint dieser kernigen, magischen Farbenfreudigkeit

kaum etwas zu gleichen. Jede Sorte besitzt ihre tiefe, persönliche Eigenart und eine feine Besonderheit des Duftes. Mit dem Erblühen der Phlox scheinen wir erst in den eigentlichen Hochsommer einzutreten, mit dem Verblühen der letzten scheint uns etwas vom sommerlichen Kraftgefühl zu verlassen. Ein Sommer ohne Phlox ist wie ein Sommer ohne Gewitter.

Der Juli ist ein Hauptmonat der Spiräen- und Astilbenblüte. Spiräen und Astilben haben ihren Stammsitz in den Bergwäldern und Bachwildnissen mannigfachster Weltgegenden. Es liegt ein eigener Zauber im Flor jenes graziösen und sieghaft starken Blumengeschlechtes, das feinste Lächeln des Waldes, ein Siegel träumerischer, unberührter Wildnisschönheit.

Juli und August sind auch Malvenmonate. Die unerhörten bunten Säulen ragen oft hoch durch fruchtbeladene Baumzweige. In malerischer Beziehung bedeuten sie hierfür manchmal Ähnliches wie der Kirchturm für ein Dorf.

Die große blaugrünblättrige Funkie treibt jetzt Blüten hervor. Der Tod scheint für diese japanische Halbschattenstaude wie für so viele andere Stauden nicht zu existieren.

August

Im August halten sich Sommer und Herbst die Wage, um sich dann dem Herbste, der längsten und friedlichsten aller Jahreszeiten, zuzuneigen. Auch im Staudengarten erfahren unsere Begriffe der Gartenmonate immer neue Bereicherungen. Durch das unerschöpfliche Grundthema der Jahreszeiten, das uns immer verwunderlicher und bedeutsamer erklingt, zieht sich die endlose Kette zeitlicher Überraschungen. Was uns erst als Verspätung, Verfrühung oder Seltenheit erschien, erkennen wir später als häufig oder als Regel. Alles im Leben und Garten scheint durchwirkt von wunderlichen Verfrühungen und Verspätungen.

Die Georgine oder Dahlie tritt jetzt in reichen Flor: in gewissen edelsten Sorten wohl eine der begnadetsten Stauden der Erde.

Auf langem schmalen Beet am Wege stehen regungslos kerzengerade oder gebogene Gladiolenblüten

Ende August geht ein Stern unter den Stauden auf. Eine Blume von reiner heiliger Schönheit erblüht: die hohe japanische Herbstanemone, deren rosige oder marmorweiße Wildrosenschönheit den Garten durch die langen Zeiten der Obsternte und bunten Laubpracht schmückt.

Im August beginnt die eigentliche Zeit der gelben Riesenstauden. Die Goldball-Rudbeckie blüht erst noch allein, dann treten die hohen Goldruten und die „Herbstsonne" nach Mitte des Monats hinzu. Man hüte sich, seinen Garten mit dem starken „Gelb" zu würzen. Man vereinige lieber die großen gelben Blüher, als daß man sie verteilt. Eine Gesamtgruppe aller gelben Herbststauden, mehrere Blütenstockwerke übereinander sind bis zum hohen Helianthus gigantens, vor dunklem Nadelholze, blauem Wasser, braunen Gebäuden wirkt groß und packend.

September—Oktober.

Das große Sommerthema mit seiner zartlosen grünen Herrlichkeit und allgegenwärtigem Insektenweben ist fast verklungen, etwas Gedämpftes und Entschlummerndes liegt über der Welt. Durch die Herbstwehmut hindurch gelangt die sommergesättigte Seele schnell zum Herbstbehagen. Sie gibt sich der neuen Jahreszeit in der Freude an ihre Blumen am tiefsten hin.

Anfang September beginnt die eigentliche Zeit der Staudenastern, der winterharten Chrysanthemen und der Sonnenbrautstauden. ‹Helenium›. Helenium „Gartensonne" ist eine 2 m hohe, ganz straff gebaute Verschönerung von H. autumnale superbum. Das Blütenzentrum ist samtbraun und durchwirkt von goldigen Kreisen aufbrechender Röhrenblütchen. Staudenastern tragen den ganzen, kindlichfrühlingshaften Ueberschwang des Blühens in den Herbst, aber in gedämpften, beruhigten Farben.

Herbst- und Frühlingsflor drängt nach Zusammenfassung der Wirkungsmöglichkeiten. Blütenstauden und Blütensträucher, Rankgewächse, Herbstlaub- und Beerenschmuckgehölze sind, nach Jahreszeiten eng zusammengefaßt, wunderbarer Stimmungswirkungen fähig, von denen man noch viel zu wenig Gebrauch macht.

Das rührende Licht des herbstlichen Mondes erhellt die weißen Scheiben der hohen Margeriten und die mächtigen Strahlenbündel der hohen Goldruten, in denen bläuliche Sterne glimmen, und streift über all die Blumen und Knospen, die bei Wandervogelgeschrei in die große feuchte Herbstnacht hineinblühen. Regungslos, wie mit angehaltenem Atem, glitzern sie reichbetaut und spiegeln grüngläsern das Mondlicht. In dieser entzückenden Beleuchtung spielt der Geist leise und scheu mit dem Gedanken, daß im großen, stillen Schwesterreiche unseres Lebens mit dem, was wir „Blüte" nennen, schon ein träumerisches Vorspiel dessen hervorbricht, was das bewegte Lebensreich als geistige Welt krönt.

Oktober—November.

Bis spät in den Oktober hinein kann das Blühen und neue Knospen kein Ende finden. Blumenfarben treten zu unerwarteten Wirkungen mit Herbststimmungen der Landschaft und Gärten zusammen, die wie japanische Farbenmärchen unter bunten Abend- und Morgenhimmeln liegen. Wie weit leuchten die hohen, blendendweißen Asternbüsche vor rotglühendem Hintergrunde des Schneeballstrauches durch den Garten. Manche Pflanzen beginnen im Schmuck ihrer eigenen Herbstlaubfarben schon oder noch einmal zu blühen. All dies Blühen und Knospen dem Winter entgegen neben taunasser bunter Laubherrlichkeit rührt so eigen wie der herbstklare Spätgesang des Rotkehlchens, des Zaunkönigs und des Hausrotschwanzes.

Die Reize der letzten feierlichen lösenden Entfaltung aller herbstlichen Farben und Klänge werden durch Herbstesstaudenblüten wunderbar gesteigert.

Der Herbst ist die Zeit des großen körperlichen Wohlbefindens und einer wunderbaren Vergeistigung der Naturfreude.

Herbststaudenblühen mit seiner Emsigkeit, seiner milden Müdigkeit und drängenden Kraft würde an die Blüte des hohen Alters geistig tieflebendigen Menschen gemahnen, die nach einem großen Arbeitsleben noch in voller Tätigkeit sind.

Vor stärkeren Fröşten schneidet man noch viel Blumen fürs Haus, wo sie, wie Juwelen aus Brand oder Schiffbruch gerettet, noch lange im Sonnen- und Lampenlichte glühen. Chrysanthemen werden oft aus dem ersten Schnee gepflückt und stehen noch frisch im Glase, wenn draußen schon Schlittenglocken läuten.

Die Freude am stillen Blühen im Garten und in den Blumenoasen der Wohnung gehört zum tiefsten Hort innerer Sammlung und Ernte, zum äußersten Gegenpol bewegten Zivilisationslebens.

Pollenanalytische Untersuchungen der Moore des Kreises Rosenberg.

Wilk, Paulsdorf.

Nach der Eiszeit hat in unserem Vaterland eine ungestörte Entwicklung der Pflanzenwelt eingesetzt. In der Eiszeit lagen weite Strecken auch in unserer Heimat mit tiefem Eis bedeckt, so daß Tiere und Pflanzen sich nicht entwickeln konnten. Als aber das Eis schmolz, da war das freigewordene Land nicht immer kahl. Bald siedelten sich die ersten Pflanzen an. Nach der Eiszeit änderte sich das Klima wiederholt und mit diesem die Vegetation. „Den Schlüssel zur Erkenntnis der nacheiszeitlichen Klimaschwankungen liefern uns die Moore." (Dr. Hueck). Wenn es uns gelingt, die in den Mooren enthaltenen Reste zu bestimmen, dann sind wir in der Lage, festzustellen, wie sich die Pflanzenwelt in früherer Zeit zusammengesetzt hat, dann kommen wir insbesondere zu sicheren und zuverlässigen Ergebnissen hinsichtlich der Waldentwicklung in der Nacheiszeit. Aber nicht nur die Torfreste, sondern vor allem die Blütenpollen, d. B. Pollen von windblütigen Bäumen, die wir in dem Torf finden, müssen wir untersuchen. Der Blütenstaub der windblütigen Bäume aus der die Moore umgebenden Landschaft wurde Jahr für Jahr in die Seen, Teiche oder Moore hineingeweht und genau so erhalten wie auch andere Pflanzenteile im Torf. Denn die Humussäure der Moore hat durch ihre konservierende Wirkung fossile Pollenkörner erhalten, die für die Bestimmung der früheren Vegetation von besonderer Bedeutung sind. Der Blütenstaub bekommt demnach die Bedeutung von Leitfossilien, aus dem man die Geschichte des Waldes in zuverlässiger Weise feststellen kann, was bisher mit keiner Forschungsmethode möglich war. Mit Recht hat man die Moore als Archive für Vegetationskunde bezeichnet.

In den letzten Jahren hat sich die Untersuchung des Blütenstaubes in den nacheiszeitlichen Ablagerungen zu einer sehr aufschlußreichen Forschungsmethode entwickelt. Die Methode der Pollenanalyse hat in einer sehr kurzen Zeit einen erstaunlichen Aufstieg erlebt, hat überraschende Ergebnisse erzielt und über wissenschaftliche Fragen, die die Nacheiszeit betreffen, neue Tatsachen zu Tage geführt, die schon Vermutetes oder Bekanntes bestätigen. Enthalten doch die Moore, wie bereits angegeben, nicht nur die wohlerhaltenen Reste der Pflanzen, welche auf ihnen selbst wuchsen, sondern auch, vom Wind herbeigetragen, den Blütenstaub all der Formen, die in der näheren und weiteren Umgebung des Moores vorkommen. Es hat sich bei der Untersuchung von Torfproben aus der heutigen Zeit herausgestellt, daß die Pollenkörner unserer, ja zunächst windblütigen Walddäumen der nahen und weiten Umgebung niemals fehlen. Man kann also aus dem Vorhandensein oder Fehlen des Blütenstaubes in bestimmten Schichten auf das damalige Vorkommen oder Fehlen gewisser Bäume, und aus der relativen Häufigkeit der einzelnen Pollenarten auf das Mischungsverhältnis der einzelnen Baumarten untereinander schließen.

Wer sich ein Bild von der Waldentwicklung, der Landschaft und auch der Besiedlung unseres Landes von der letzten Eiszeit bis zu unserer Gegenwart im Geiste ausmalen will, muß sich daher mit den Ergebnissen der Untersuchung des Blütenstaubes in den nacheiszeitlichen Ablagerungen auseinandersetzen. — Die Pollenanalyse wurde von dem deutschen Forscher C. A. Weber seit 1893 angewendet, dann aber, ohne den deutschen Forscher zu erwähnen, während des Weltkrieges um 1916 von schwedischen Forschern weiter ausgebaut, dann ist sie in Rußland, nachher in Süddeutschland (Bertsch und Prof. Dr. Stark), Bayern, in Böhmen und in Oesterreich zur Untersuchung der Moore angewendet worden.

Während also in Süd- und Westdeutschland zahlreiche pollenanalytische Untersuchungen vorliegen, ist im Osten in dieser Forschung leider sehr wenig geschehen. Besonders in Schlesien ist auf auf diesem Gebiete fast nichts getan worden. Nur zwei Arbeiten sind in dieser Hinsicht erschienen: von Käthe Reiter[1] und vom 1. Lehrer Schubert[2] aus Gr.-Ellgut, Kreis Kosel OS. Beklagenswert ist dies deswegen, da die Tschechoslowakei mustergültig pollenanalytische Untersuchungen ausführt und gediegene Arbeiten aufzuweisen hat, wie dies Universitätsprofessor Dr. Stark und Dr. Overbeck.

[1] Die Seefelder bei Reinerz.

[2] Im Oberschlesier, Juniheft 1927 und im Sonderheft des Oberschlesiers „Naturdenkmalpflege, Naturschutz und Landschaftspflege in Oberschlesien von Professor Eisenreich, der als Kommissar für Naturdenkmalpflege sich um die Vegetationskunde und Moorforschung große Verdienste erworben hat.

in einigen Schriften kundgeben. Aber auch Polen geht uns sehr voran. Ich nenne nur: Paszewski, Pollenanalytische Untersuchungen der Moore in Nordwestpolen, Peterschilka, Pollenanalytische Untersuchungen der Borysümpfe in Polen, Szafran, Der Bau und das Alter des Moores von Pakoslow bei Ilza in Mittelpolen. Darum haben Herr Professor Dr. Stark und Herr Dr. Overbeck aus Breslau bezw. Frankfurt am Main es sich zur Aufgabe gemacht, diese Lücke durch möglichst breit angelegte Untersuchungen auszufüllen.

Im Kreise Rosenberg wurden unter Führung des Leiters der Arb.-Gem. für Heimaterforschung die Uschützer-, Paulsdorfer- und Albrechtsdorfer Moore durch die erwähnten beiden Herren unter Mitwirkung von Fräulein Irmgard Gerstenberg, Fräulein Liesclotte Kowallik (jetzige Frau Prof. Stark) und Herrn Dr. Schmitz Bohrungen zur pollenanalytischen Bearbeitung vorgenommen, die für die Vegetationskunde, für die Waldentwicklung, für die Landschaft und für die Besiedlung unseres Kreises von der letzten Eiszeit bis zur Gegenwart von größter Bedeutung sind.

Jeder Heimatfreund muß mit Stolz erfüllt sein, wenn er weiß, daß im Kreise Rosenberg nicht nur der erste Lehrgang für Vegetationskunde in Preußen und der erste hydrobiologische Lehrgang in Deutschland auf Veranlassung des Vorsitzenden der Arb.-Gem. für Heimaterforschung des Kreises Rosenberg abgehalten wurde, sondern daß der Kreis Rosenberg der erste Kreis Oberschlesiens ist, in welchem pollenanalytische Untersuchungen der Moore vorgenommen und deren Ergebnisse auch von berühmten Forschern Deutschlands bearbeitet und veröffentlicht wurden und noch weiter zur Veröffentlichung bearbeitet werden.

Die im vergangenen Jahre gegründete „Moorforschende Gesellschaft Oberschlesiens, zu welcher auch der Leiter der Arb.-Gem. für Heimaterforschung des Kreises Rosenberg gehört, wird auch in anderen Kreisen Oberschlesiens pollenanalytische Untersuchungen zur Erforschung der Moore Oberschlesiens vornehmen. (Die Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege arbeitete mit der Moorforschenden Gesellschaft Oberschlesiens zusammen.

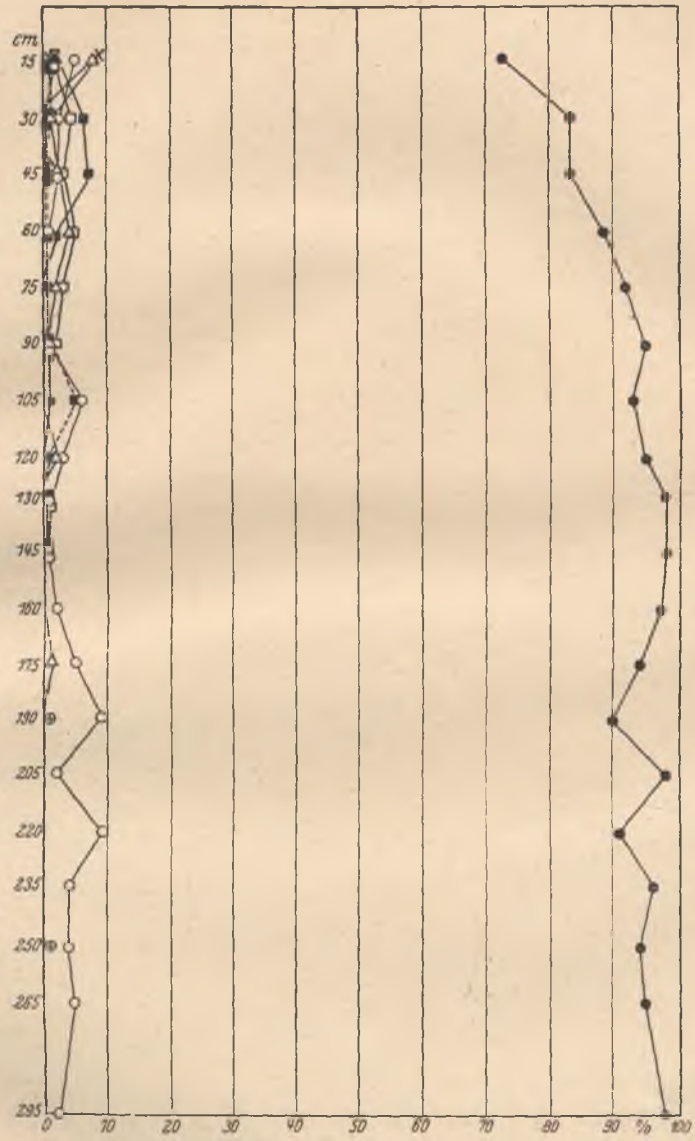
Das Uschützer Moor, ein Archiv für Vegetationskunde.

von Universitätsprofessor Dr. Stark und Dr. Overbeck, Frankfurt a. Main.

Das Profil des Moores bei Uschütz zeigt unserenGebirgsdiagrammen gegenüber eine auffallende Einförmigkeit, ein Charakterzug, der, wie hier gleich bemerkt sei, allen Profilien des schlesischen Flachlandes eigen ist.

Wir finden zu unterst eine weit auseinandergezogene reine Kiefernperiode, wobei sich Pinus zwischen 90 und 100% hält und der Rest der Pollen von der Birke und der sporadisch auftretenden Weide bestritten wird. Als erster Vorläufer der übrigen Bäume meldet sich dann zunächst die Fichte mit 1%. Ihr folgt die Erle, dann der Eichenmischwald, der hier durch die Ulme eingeleitet wird, während die Eiche und die Linde nachhinken. Kurz darauf kommt die Hasel hinzu, die einen bescheidenen Gipfel von 5% erreicht. Sodann steigt mit leichter Phasenverschiebung zunächst die Fichte und dann der Eichenmischwald an. Zur Zeit, wo der Eichenmischwald kulminiert, erschienen gleichzeitig die Buche und die Hainbuche auf dem Felde, denen erst gegen Schluß des Profiis die Tanne nachfolgt, um den Wert von beinahe 10% zu erklimmen.

Will man dieses Profil in Perioden einteilen, so ist zunächst der Tatsache Rechnung zu tragen, daß die Kiefer nur einmal, und zwar im Schlußspektrum, unter 80% herabgeht. Danach hat der Kiefernpollen die Landschaft so sehr überschwemmt daß die Amplituren aller übrigen Kurven auf das bescheidenste Maß herabgedrückt sind. Natürlich bedingt das hinsichtlich der Deutung solcher Diagramme gewisse Schwierigkeiten. Nur die Gipfellagen der Kurven werden so weit zeitlich fixiert sein, daß sie zu Diagrammen der näheren und ferneren Nachbarschaft in Beziehung gesetzt werden können. Sowohl die rationellen Pollengrenzen



Verschiedene Phasen der Waldentwicklung.

aber, wie noch viel mehr die empirischen werden bei der geringen Vertretung der Arten derartig verschleiert, daß der Nachweis des ersten Auftretens der Gehölze weit mehr ein Spiel des Zufalles sein wird, als es bei Profilen der Fall ist, die weniger durch die starke Vertretung einer einzigen Art charakterisiert sind.

Versuchen wir nichtsdestoweniger verschiedene Phasen der Waldentwicklung herauszuschälen, so können wir sie in folgende Abschnitte gliedern:

1. Reine Kiefernzeit mit Birke und Weide.
2. Eine Phase, in der Fichte, Erle, Eichenmischwald und Hasel hinzutreten, wobei die Hasel ihr Maximum erreicht.
3. Ein Abschnitt mit stärkerer Vertretung der Fichte.
4. Eine Schlußphase, in der Buche, Hainbuche und nachhinkend auch die Tanne in Erscheinung treten. Treten auch so klar zu fassende Perioden wie im Gebirge nicht hervor, so kommt doch der sukzessive Aufmarsch der Bäume deutlich zum Ausdruck.

Was das dauernde Ueberwiegen der Kiefer betrifft, so ist darüber zu sagen, daß die Waldungen des schlesischen Flachlandes meist auf Sandböden von geringer Bonität angewiesen sind, und der Kiefernhochwald auch heute noch die herrschende Kulturform des Waldes darstellt.

(Vergleiche Planta, Archiv für wissenschaftliche Botanik. 8 Band. 3. Heft. Springer Berlin.)

Universitätsprofessor Dr. Stark mit dem Leiter der Arb.-Gem. für Heimatforschung des Kreises Rosenberg und Fräulein Lieselotte Kowallek (jetzige Frau Professor Stark) Dr. Schmitz und Fräulein Irmgard Gerstenberg auf der Fahrt zur pollenanalitischen Untersuchung zum Uschützer Moor

Worauf hat eine moderne, rationelle Fischzucht in unserer Heimat ihr Augenmerk zu richten?

Wilk, Paulsdorf.

Im hydrobiologischen Lehrgang des Kreises Rosenberg vom 26.–28. 8. 29 wurde darauf hingewiesen, daß ein großer Teil unserer Nutzfische zeitlebens oder doch wenigstes in ihrem Jugendzustande sich ausschließlich vom Plankton [1] ernährt. Damit gewinnt das Plankton auch für den Menschen und seine Fischereiwirtschaft eine nicht zu unterschätzende Rolle, denn vom Reichtum eines Gewässers an Plankton hängt sein fischereiwirtschaftlicher Wert und Nutzen ab. Universitätsprofessor Dr. Pax hat in seinem Vortrag „Aus dem Leben der Tiefsee" klargelegt, daß der ungeheure Fischreichtum der Nordsee in unmittelbarem Zusammenhange mit der Menge des dortigen Planktons stehe. Die großen Wanderzüge der Fische werden vielfach hevorgerufen durch Wanderungen des Planktons oder durch das massenhafte Auftreten bestimmter Planktonformen zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, die dann von den Fischen aufgesucht werden. Das unerwartete Ausbleiben der Planktons hat dann auch das Ausbleiben der Fischzüge zur Folge, und das hat schon vielfach zu schweren wirtschaftlichen Schäden geführt. Vergegenwärtigen wir uns, daß der jährliche Ertrag an Fichereierzeugnissen der Nordsee insgesamt 18 Millionen Zentner im Werte von 180 Millionen Mark beträgt, so können wir uns eine Vorstellung machen von der riesigen wirtschaftlichen Bedeutung dieser kleinsten Lebewesen, auf denen das Gedeihen der Fische, ja die Existens von Tausenden von Menschen beruht, und wir begreifen die Wichtigkeit einer eingehenden Erforschung dieser Lebewelt. Der Anfang hierzu wurde durch den zoologischen (hydrobiologischen) Lehrgang im Kreise Rosenberg, den ersten dieser Art in Oberschlesien, im August 1929 gemacht.

Was für das Meer gilt, trifft in gleichem Maße auch für das Süßwasser zu. Der Pankton-reichtum eines Teiches wird immer auch ein Anzeichen sein für eine reiche Ernährungsmöglichkeit und gute Ertragsfähigkeit seiner Fischbesetzung, während Planktonarmut auf schlechte Fischgründe hinweist und solche Teiche für eine rationelle Fischzucht ungeeignet erscheinen läßt. Der wirtschaftliche Wert eines Gewässers hängt also nicht so sehr von seiner Fischbesetzung ab, sondern vornehmlich von seinem Gehalt an Nährstoffen, und das sind in erster Linie die in ihm lebenden Schwebeorganismen. Eine rationelle Fischzucht wird heutzutage ihr Augenmerk darauf zu richten haben, den Nährwert, d. h. also die Produktionsfähigkeit im Plankton eines Gewässers festzustellen, um danach unter Umständen besondere Maßnahmen für eine künstliche Bewässerung treffen zu können. „Man wird somit in Zukunft die Gewässer ebenso einer Bonitierung unterziehen müssen, wie die schon seit langem einer solchen Abschätzung unterworfenen Bodenflächen, die dem Anbau von Kulturpflanzen dienen. (Zacharias).

[1] Unter dem Plankton verstehen wir diejenigen Lebewesen des Wassers, die ein Spiel des Windes und der Wellen losgelöst vom Boden oder einer festen Unterlage willenlos ohne nennenswerte eigene Bewegung frei umhergetrieben werden. Wir haben es hier mit einer Lebensgemeinschaft zu tun, der sowohl Pflanzen (Phytoplankton) wie Tiere (Zooplankton) angehören. Die Lebewelt des Planktons wird von den allerverschiedensten Formen des Tier- und Pflanzenreiches zusammengesetzt. Je nach der Größe unterscheiden wir das Großplankton, das Kleinplankton und das Zwergplankton. Das Großplankton ist ausschließlich auf das Meer beschränkt. Das Kleinplankton umfaßt die ganze riesige Fülle der mikroskopischen Tier- und Pflanzenwelt der Meere wie der Binnengewässer. In den Binnengewässern leben z. B. die Kleinkrebse, die Rädertiere, dann die Geißeltiere, Wassermilben und die Larven der Büschelmücke. Von den Pflanzen seien in erster Linie genannt die Kieselalgen, manche Grün- und Blaualgen. Das Zwergplankton endlich setzt sich aus der unendlichen Menge der allerkleinsten Lebewesen (nicht Pflanzen) zusammen, die die Meere und Binnengewässer bewohnen. Sie sind erst in der jüngsten Zeit näher bekannt geworden, da sie infolge ihrer winzigen Kleinheit lange Zeit völlig verborgen geblieben sind.

Da drängte sich uns die Frage auf, woher denn die riesigen Planktonmengen überhaupt ihre Nahrung hernehmen? Wie auf festem Lande, so ist auch im Wasser die Pflanze als der Nahrungsproduzent, das Tier als Nahrungskonsument anzusehen. Denn allein die Pflanze ist in der Lage, mit Hilfe des Sonnenlichtes und vermöge ihres Besitzes von Blattgrün aus den im Wasser bezw. in der Luft enthaltenen anorganischen Bestandteilen in mineralischer, gelöster oder gasförmiger Form organische Stoffe aufzubauen, von denen allein das Tier zu leben imstande ist. Die grüne Pflanze stellt die Urnahrung, von der alle anderen Wesen leben und sich ernähren.

Besonders wertvoll wird das natürlich bei der erstmaligen Besetzung eines Gewässers mit Fischen sein oder beim Kauf von Zuchtteichen.

Nun ist es nicht so einfach, den tatsächlichen Nährwert eines Gewässers festzustellen, wie man das etwa bei einem Acker oder einer Wiese tun kann. Denn nicht alle Fische ernähren sich ausschließlich vom Plankton, und das Plankton selbst ist nicht die einzigste Nahrungsquelle eines Gewässers. Auch die übrigen Pflanzen und Tiere, die besonders die Uferregion in größter Zahl beleben und im Haushalt eines Gewässers eine gar nicht zu unbedeutende Rolle spielen, sind dabei zu berücksichtigen. Die Messung und Zählung der Planktonmengen spielt bei der Feststellung des Nährwertes allerdings eine ganz wesentliche Rolle, weil sie verhältnismäßig leicht durchzuführen ist, wenn auch nicht in dem Maße, wie es Zacharias glaubte, der den Planktongehalt eines Teiches direkt mit dem Ertrag einer Wiese vergleicht.

Die Messung eines Planktons allein, ohne Berücksichtigung der übrigen Tier- und Pflanzenwelt wird einerseits ein viel zu kleiner Wert für den Nährwert eines Gewässers geben. Andererseits ist nun aber der sehr verschiedene Nährwert des Planktons selbst zu berücksichtigen. Die überwiegende Hauptmasse des Plaktons bilden vielfach gerade die kieselschaligen Diatomeen, deren Panzer natürlich überhaupt keinen Nährwert besitzen. Nun sind allerdings die unverbrauchten Kieselalgenmassen (Diatomeen) kein verlorenes Kapital, denn absterbend werden sie dem Gewässer ja wieder als Dünger zugeführt. Einwandfrrie Werte wird man daher erst dann erhalten, wennn man nach dem Vorgang von Walter die Planktonalgen völlig außer acht läßt, und nur die Schwebefauna, in erster Linie also die Krebse und Rädertiere berücksichtigt, da nur diese direkt als Fischnahrung in Frage kommen.

Besitzt nun die Fischereiwirtschaft die Möglichkeit, den Planktongehalt und damit die Produktionsfähigeit eines Gewässers künstlich zu erhöhen und zu verbessern? Diese Frage wurde von einigen Kursusteilnehmern, insbesondere von Herrn Förster Krause aus Boroschau beim Planktonfischen des Zarowiniecz-Teiches gestellt). Der Böhme Joseph Susta, der Begründer der modernen rationellen Fischereiwirtschaft, hat hierfür Mittel uud Wege angegeben, denn er war einer der ersten, der die Bedeutung des Planktons als Fischnahrung erkannte. In erster Linie kommt hier die sogenannte Teichdüngung in Frage, die ähnlich wie bei der Landwirtschaft in einer künstlichen Zuführung von Jauche und anderem Viehdünger besteht. Dadurch wird eine lebhafte Vermehrung zunächst der Planktonalgen und in deren Gefolge auch der Planktontiere, vornehmlich der Kleinkrebse hervorgerufen. In ähnlicher Weise wirkt die Gründüngung, die darin besteht, daß man die Teichböden während der sommerlichen Trockenlegung sich mit einer schnell und üppig wachsenden Vegetation bedecken läßt, die dann vor der neuen Bewässerung und Besetzung mit Fischen untergepflügt wird. Endlich kann auch die Zuführung von Blut- und Kadavermehl und anderen künstlichen Düngemitteln die Vermehrung der Planktonischen Tierwelt erheblich vergrößern und beschleunigen. Die moderne rationelle Fischzucht wird nach Mitteilung des Brennereiverwalters Bernert aus Wienskowitz in der angegebenen Weise im Nachbarkreise Guttentag und zwar in den Teichgebieten Gwozdzian betrieben.

Der bedeutende Aufschwung, den die Fischzucht in den letzten Jahren genommen hat, ist in erster Linie den schwierigen und unermüdlichen Forschungen auf dem Gebiete der Sützwasserplanktonkunde zu danken. Vor allem sind es zwei wissenschaftliche Institute, die hier bahnbrechend gewirkt haben, nähmlich die biologischen Stationen in Plön im Norden Deutschlands und in Lunz in Niederösterreich.

Anmerkung.

Die Biologische Station zu Plön. (Nach Dr. Schurig).

Als vor etwa 40 Jahren der berühmte Zoologe Zacharias mit dem Plane hervortrat, im Norden Deutschlands eine feste „biologische Station" zu gründen, an der faunistische, biologische und Planktenuntersuchungen angestellt werden sollten, da begegnete man allerorts seinen Bestrebungen mit Mißtrauen und Zweifeln Trotz großer Schwierigkeiten gelang es Zacharias, die für die Realisierung seiner Ideen erforderlichen pekuniären Mittel zusammenzubringen, indem er mit Erfolg an die Opferwilligkeit von Privatleuten und an das Interesse wissenschaftlicher Körperschaften appellierte. Aber die so beschafften Mittel reichten nur eben aus, um das bescheidene Institut am Plöner See ins Leben zu rufen. Erst viel später wurde staatsseitig mit einer auskömmlicheren Subvention bedacht, die aber nur die notwendigen Ausgaben zu decken vermochte. Erfreulicherweise wurden aber dieser Anstalt von privater Seite gelegentlich Spenden und Zuwendungen zuteil, welche über mancherlei finanzielle Schwierigkeiten hinweghalfen. Die Station selbst befindet sich dicht am Norduser des Plöner-Sees (südöstlich von Kiel). Sie gleicht in ihrem Aeußeren einem schmucken Jagdschlößchen. Im Erdgeschoß liegen die

Laboratorien und die Bibliothek, im Obergeschoß ist die Wohnung des jetzigen Direktors Prof. Dr. Thienemann. Neben der Station ist ein Pavillon gebaut worden, in welchem hydrobiologische Kurse abgehalten wurden.

Die biologische Station Lunz.

Am Rande der Ostalpen in reichbewaldeter Gegend liegt, von hohen Bergketten umgeben, die Stadt Lunz, südlich von der Verbindungslinie von Linz und Wien. In der Nähe der Stadt Lunz liegt das Schloß Seehof, dessen romantische Lage es zu einer der berühmtesten Stätten jener Gegend erhoben hat. In seiner Nähe breitet sich der Spiegel des Lunzer Sees aus. — 150 m höher als der Spiegel des Lunzer Sees — ist der Mittersee gelegen, und 400 m höher muß man steigen, um zum Obersee zu gelangen. Die Seen sind durch den reißenden Seebach miteinander verbunden.

Die Lunzer Station hat sich insbesondere das intensive Studium der Lebensverhältnisse im Wasser zur Aufgabe gemacht, sowohl draußen im See und im Bach, als auch unter den genau bemessenen Verhältnissen des Experiments. Für letztere Zwecke sind besondere Kulturhäuser (Warm- und Kalthaus) errichtet worden.

Die Stadt Lunz, mit welcher eine Fischzuchtanstalt in Verbindung steht nnd gleichzeitig reiches Material für wissenschaftliche Untersuchungen darbietet, wird alljährlich von österreichischen Deutschen und ausländischen Gelehrten und Studierenden benützt. Auch der Leiter der Arb.-Gem. für Heimaterforschung des Kreises Rosenberg und der Mittelschullehrer Kotzias vom Beuthener Museum, der berühmte Hydrobiologe Oberschlesiens, nahmen im Jahre 1929 an einem Lehrgang für Hydrobiologie und Planktonkunde in Lunz teil. Dozenten des Lehrganges waren: Professor Dr. Effenberger, Berlin, Dr. Brehm Eger, Dr. Gams, Innsbruck, Dr. Müller, Wien. „Wir waren bei unserem Kursus zu Lunz Lehrer aus allen Schularten und Schulsystemen, Volks-, Mittel- und Hochschullehrer und Lehrerinnen aller Schulgattungen beisammen. Keine Mißstimmung, kein Standesdünkel hat unsere Arbeit und unser Zusammensein gestört. Jeder war sich bewußt, im fremden Lande ein Vertreter des Deutschtums und damit deutscher Ehre und deutschen Ansehens zu sein, eine Erziehung für jeden Einzelnen, die wahrlich nicht zu unterschätzen ist. Und nicht zuletzt waren wir uns dessen bewußt, daß wir im Lande unseres österreichischen Bundesvolkes weilten, dessen größte Hoffnung und Sehnsucht dahin geht, einst mit dem großen deutschen Volke vereint zu sein. In diesem Sinne haben wir mit unseren österreichischen Kollegen ernste und heitere Stunden verlebt, und damit war uns Möglichkeit gegeben, mitzuarbeiten und mitzuhelfen an dem zukünftigen Aufbau unseres schönen, großen, deutschen Vaterlandes." W.

Pflegt den Schnee- und Eissport in unserer Heimat!

Von Wilk, Paulsdorf.

Dicht und lange lag der Schnee im vergangenen Winter über Flur und Wald. Möglichkeiten zum Schneesport waren darum in ausreichendem Maße vorhanden. Ein Skiverein wurde in Rosenberg ins Leben gerufen, um den Schneesport, der in unserer Heimat sich noch niemals betätigt hat, zu fördern. In Achtung und Ehre stand jeder, der die Bretter zu meistern verstand. Angestaunt wurden die Skiläufer, die sich in der unberührten freien Natur und auf den Landstraßen sehen ließen. Angespornt zum Skifahren wurden zahlreiche junge Burschen, die in aller Eile ihr „Ski" anfertigten. Reichlich rechte Freude und Abwechslung boten ihm die ersten Skiübungen! Nur durch die weiteste Anteilnahme der Bevölkerung, der Sport- und Jugendvereine wird sich der Schneesport auch in unserem Kreise zu einer Vollkommenheit entwickeln. Die Höhenzüge von Paulsdorf, Koselwitz, Jastrzigowitz, Bischdorf, Uschütz und andere sind hierzu gut geeignet.

Warum soll der Schnee- aber auch der Eissport gefördert werden? Schon das Winterklima allein übt auf den menschlichen Körper einen Reiz aus, der abhärtend und erfrischend auf Haut und Nerven wirkt, das Kraftgefühl und die Stimmung belebt, der Gesundheit außerordentlich dienlich ist. Im Gebirge betreiben unter den heilsamen Strahlen der Wintersonne Kinder uud Erwachsene den gesündesten Sport. Wer in der Jugend wind- und wetterfest geworden, wer das Klimatraining hinter sich hat, der vermag auch in unserer Heimat Winterkultur anders zu genießen als das verhätschelte Großstadtkind, das in jedem Luftzug den bösen Erkältungsfeind fürchtet.

Mit bewußter Absicht und durch systematische Uebung strebt der Schnee- und Eissport durch fein abgestufte Bewegungen die Weiterentwickelung des Körpers und seiner Organe, bewirkt Erstarkung der Muskeln und die vielgestaltig sichere, geschmeidige Beherrschung des aus Knochen, Gelenken, Bändern, Muskeln, Sehnen und Nerven geformten Bewegungsapparates. Die Gesundheit steht über allen Nöten unserer Tage: eines der vorzüglichsten Mittel, sie zu heben und zu erhalten, stellt die Winterkultur mit Sport und Spiel dar. Blutarmut, Konstitutionsschwäche, Ernährungsstörungen und Stoffwechselkrankeiten hilft sie wirksam bekämpfen, schafft mit der wertvollen

Licht- und Luftwirkung eine wesentlich erhöhte Ausnutzungskraft im Nährstoffwechsel, macht aus Stubenhockern freie Menschen.

An dieser Stelle ein Wort über Sportdiät im Winter. Sie soll in einer gemischten, einfachen, schwach gewürzten Kost bestehen, mit regelmäßigem, nicht zu häufigen und zu reichlichen Mahlzeiten, langsamem Essen mit sorgfältigem Kauen und genügender Körperruhe nachher, ferner Enthaltsamkeit im Genuß von Alkohol und Nikotin.

Wintersport gehört etwa wie Badekur und Gymnastik zur Körperkultur, die heute mit Recht hoch in Mode steht. Die körperlichen Vorteile und die Befriedigung, die die Winterkultur ihren Anhängern bietet, sind sehr wertvoll und hoch einzuschätzen. Kraft und Geschick, Schnelligkeit und Ausdauer, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Tatkraft und Mut, alle diese wertvollen Eigenschaften können durch Schneesport, Schlittschuhlaufen errungen werden. Sie sind ein nützliches Gegengewicht gegen vorwiegend sitzende Lebensweise, ein unversiegbarer Quell für Abhärtung, für Nervenberuhigung, für Erholung.

Wir wollen in der Winterkultur mit Schnee- und Eissport Mittel erblicken, mit dem der Körper gesund und stark, der Geist, im Wohlklang von hohem sittlichen Ernst getragener Seelenschwingungen, scharf und wachsam zu halten ist.

Den Skilauf auch in unsere Dörfer hinein! Wenn hoher Schnee und glattes Eis euch grüßen, dann hinaus zum Wintersport! Heraus aus der Stickluft der Wohnräume, heraus aus den Wirtshäusern, die mit Rauch und Qualm angefüllt sind, heraus aus den staubigen und vielfach schmutzigen Tanzsälen, die zu oft eure Unschuld und Sittlichkeit gefährden.

Dank gebührt den Vorkämpfern des Schneesports unserer Heimat, dem Rosenberger Skiverein!

Zeichner: diplom agr. Raimund Goebel aus Kreuzenort, Ratibor.

Skifahrt im Rosenberger Land.

Von Lehrer Gebel in Bischdorf OS.

Von der Bischdorfer katholischen Kirche aus gleite ich auf meinen lieben Bretteln den kurzen Abhang zur Dorfstraße hinunter und steige jetzt langsam die Anhöhe zum Mühlberg hinauf. Bei dieser grimmigen Kälte von 32 Grad ist nirgends ein Lebewesen zu sehen. Sogar die Hunde wagen sich kaum aus ihren Hütten, wenn ich an einem bäuerlichen Gehöft vorbeikomme. Nur an den Fensterscheiben kann ich Leben beobachten. Da klebt an jedem Guckloch eine plattgedrückte Nase.

Nun bin ich allein. Vor mir liegt der langgezogene weiße Abhang des Mühlberges, hinter mir das tiefverschneite Dorf, über mir ein wolkenloser, klarblauer Himmel. Der Schnee ist verharrscht, stellenweise vollständig zu Eis gefroren. Die Bretter knirschen und knurren.

Ich bin eben auf dem Mühlberge. Die Kiefern und Fichten sind mit schweren Schneeballen beladen. Es ist ein Stück Märchenland, das nur der Winter bescheren kann. Zwischen den Bäumen erhebt sich ein 30 Meter hoher Turm. Die den Aufstieg verbietende und Strafen androhende amtliche Tafel ist vom Eis völlig überdeckt; also steige ich hinauf, natürlich ohne Bretter. Von oben hat man einen einzigartigen Ausblick über die weiten endlosen Wälder. Einzelne Enthusiasten wollen von hier aus trotz aller geographischen Bedenken Breslau und Oppeln entdeckt haben. Ich begnüge mich, eine begrenztere Sichtweite festzustellen. Wer es kann und will, kann da oben lange und ungestört träumen. Bei 32 Grad Kälte ist dies allerdings weniger zu empfehlen, auch dann, wenn die bewußte Warnungstafel nicht vereist ist. In diesem Falle muß sich jeder von seinem staatsbürgerlichen Gewissen leiten lassen, diesen luftigen Ort der Romantik zu ersteigen.

Unterhalb des Turmes warten die Bretter. Ich sitze auf und fahre ab. Im Nu komme ich in eine rasende Geschwindigkeit. Die vereisten Zweige der kleinen Bäumchen peitschen mir ins Gesicht. Nanu, eine Fichte steht mitten im Wege! Da heißt es geschickt herumflitzen. Das gelingt. Hurra! Es folgt ein feiner weiter Auslauf mit einem stolzen Telemark.

Nun noch einmal hinauf zum Turm zur nächsten Abfahrt. Diese Fichte da unten! Die haben gewiß die bösen Geister des Mühlberges dorthin gesetzt. Zweiter Start! Die Fahrt wird immer bewegter. Halt, die Fichte! Donnerwetter, die Bretter gehen auseinander! Prost Mahlzeit! Ein empfindlicher Ruck. Ich werde über und über mit Schnee überschüttet. Die Bretter laufen weiter, während ich festsitze. Im Gesicht spüre ich scharfe Nadelstiche. Ein spaßiges Bild! Mit meinen Beinen und Armen halte ich diese Unglücksfichte umklammert, sitze selbst tief im Schnee, während die Bretter den Weg zum Himmel zeigen. Lachend und knurrend werde ich wieder flott. Eine dritte Abfahrt ist wegen des gewaltigen Trichters an der Fichte nicht mehr möglich.

Und nun hinüber zu einem anderen Abhang, der baumlos ist, wegen verschiedener Unebenheiten ungewollte Sprünge fordert, aber eine großartige Fahrt gestattet. „Alter Freund! Das wird schief gehen. Der Schnee ist hier vollständig verharscht. Das kann unter Umständen gefährlich werden." Dagegen spricht aber eine andere forschere Stimme: „Bist in den Bergen schon wuchtiger hingehauen. Wer wird denn gleich türmen!" Drüben auf der jenseitigen Anhöhe treten die fleißigen Leute aus der Scheune, um sich wahrscheinlich das Schauspiel anzuschauen. Nun mal zu!" „Auf die Plätze! Fertig! Start!" „Ski-Heil!" Es geht schnell und immer schneller. Eine fabelhafte Geschwindigkeit! Der Abhang ist überwunden. Und nun einen schneidigen Kristiania! Da ein plötzliches unsichtbares Hindernis. Ich komme aus der Bindung, überschlage mich ein- oder zweimal. Der Rucksack fliegt hoch im Bogen davon. Die linke Hand schmerzt im Gelenk. Meine Hochachtung!? Das war der schneidigste Kristiania. Ich liege da und möchte schimpfen und lachen. So etwas darf einem Skiläufer nicht passieren. Er muß vernünftig fallen können. Liegend überlege ich, was zu tun sei. Ich stelle fest, daß die Beine und Arme und die Bretter alle möglichen Richtungen angenommen haben, daß die Knochen heil geblieben sind und ich ein Brettelkünstler von Gottes Gnaden sei. Der Unglücksmensch erhebt sich sacht, rückt die eingezogene linke Hand zurecht, tut dabei einen ganz ungewollten Jauchzer, bringt den Rucksack auf den Rücken und steigt mit „Mir kann keener" zur nächsten Abfahrt hinauf. Die Leute drüben lachen sich schief. Ich kann es deutlich beobachten, wie sie fortwährend den Rumpf vorwärtsbeugen und auf die Knie schlagen.

Ich stehe oben: „Auf die Plätze! Fertig! Start!" „Ski-Heil!" Eine ausgezeichnete Abfahrt! Der scharfe Wind pfeift um die Ohren. Ich bin unten.

Die ist kuriert.

Eine Erzählung aus vergangenen Zeiten.

Von Maria Stein.

Ein Original und Witzbold, leider aber auch ein großer Pantoffelheld war der Herr Rentier und Stadtrat Josef Schlauberger aus dem Städtchen Waldberg.

Seine Witze wurden und werden noch heut am Biertisch von Waldberg nacherzählt.

Nur gegen seine holde Gattin konnte er nichts ausrichten. Da waren seine Witze und Mätzchen vergebens angewandt. Alles prallte an ihr ab. Sie führte im Hause das Regiment. Wollte Stadtrat Schlauberger ausgehen, dann gab es, o weh, Krach. Doch einmal wagte er seiner Frau entgegenzutreten und sie zu überlisten. Und das kam so:

Wie so mancher Deutsche Mann, huldigte auch er, wenn es nur irgendmöglich war, dem edlen Gerstensaft. Gelang es ihm einmal einen Schoppen zu „genehmigen", dann „genehmigte" er auch ordentlich.

Eines Abends fand eine Magistratssitzung statt, die bis 10 Uhr währte. Zum Schluß derselben wurden sich alle Gelehrten einig, mit einer feuchten Sitzung, im Hotel Poterzet, den heißen und arbeitsreichen Abend zu beschließen.

Nur Herr Schlauberger zögerte noch etwas, dem Beschluß beizustimmen. Nervös strich er seinen weißen Bart, denn er sah schon im Geiste das schwer erzürnte Gesicht seiner zarten Ehehälfte Luise. Doch nach langem Zureden ging er mit. Der ganze hohe Rat freute sich, endlich einmal der energischen Frau Luise ein Schnippchen geschlagen zu haben. Im Hotel Poterzet ging es fidel zu. Stadtrat Schlauberger war am lustigsten. Man trank ihm öfters zu, und „die alten Deutschen tranken immer noch eins!" Herr Rentier Schlauberger nahm die Gelegenheit wahr. Er genehmigte einen Schoppen nach dem andern. Mit jedem Maß fühlte er seine Manneswürde wachsen, fühlte sich stark wie ein Held und als es gar 1 Uhr schlug, mancher zum Aufbruch mahnte, da wollte unser Josef davon nichts wissen. „Ausreden gibt es nicht bei uns im Magistrat," entgegnete er auf einige Einwendungen seiner Amtsgenossen und verwies sie auf § 11. Die ganze Tischrunde lachte über seinen neuesten Witz und blieb. — — —

Um 2 Uhr nachts wurde der Stadtrat Schlauberger matt. Krampfhaft riß er seine Augenlieder immer wieder auf. Der Kopf senkte sich oft demutsvoll vornüber und Josef sehnte sich nach seinem Bett. Aber mit der Sehnsucht beschlich ihn ein bekanntes Gefühl, das dann einzutreten pflegte, wenn er ohne Erlaubnis seiner Luise ausging. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten." Mit einem energischen Ruck erhob sich unser Held und ihm folgten seine Tischgenossen.

Kaufmann Müller und Bäckermeister Schulz nahmen den angeheiterten Josef in ihre Mitte und heim ging es, „im gleichen Schritt und Tritt." — —

„Josef, hast Du Dir schon eine Verteidigungsrede ausgearbeitet?" fragte Kaufmann Müller. „Du weißt es doch, Deine Frau ist der strengste Staatsanwalt am Ort!"

Stadtrat Schlauberger blieb stehen, wackelte hin und her und brummte: „Immer sachte, sachte, da will ich doch mal gleich den alten Graukopf anstrengen." Und sinnend schritt er weiter.

„Halt, stillgestanden!" kommandierte er in die stille Nacht hinein. „Der Herr Landrat und der Herr Pfarrer sind meine Verteidiger. Luise wird den Mund nicht mehr aufmachen," sprach er überzeugungsvoll. Seine Freunde lachten dabei hellaut auf.

„Wollen wir wetten," schlug jetzt der Stadtrat Schlauberger ganz begeistert vor, „die hohen Herren retten mich vor einer Verdonnerung!"

„Das möchten wir gern erleben!" rief ungläubig vor sich hinlachend, Kaufmann Müller aus und schlug in die dargereichte Hand Schlaubergers ein.

„Es gilt um fünf Flaschen Sekt", schrie der Bäckermeister Schulz, über den ganzen Ring und stieß vielsagend den Kaufmann an.

„Angenommen," antwortete Stadtrat Schlauberger, zog dabei seine Uhr heraus und stellte sie auf 5 Minuten vor 12 Uhr.

„So, jetzt aufgepaßt! Du Freund Müller bist der Herr Landrat und Du, Bäckerchen, Hochwürden".

„Das wird immer besser!" rief entzückt der Bäckermeister aus.

Endlich waren die Drei an der Haustür des Stadtrats angelangt.

Alles lag im tiefsten Schlaf. Auf einmal zog Schlauberger seinen Hut vom Kopfe, reichte den verdutzt dreinblickenden Freunden die Hand und sprach mit laut hörbarer Stimme: „Gute Nacht, Hochwürden! Es war mir eine hohe Ehre, in Ihrer an-

genehmen Gesellschaft zu sein, ergebenen Dank für die Begleitung!"

Und er verbeugte sich mehrere Male in tiefster Ehrfurcht vor den erstaunten Begleitern.

Diese waren zuerst von des Stadtrats Komödie so sehr überrascht, daß keiner zu antworten wagte. Kaufmann Müller wußte nun endlich, was er seiner übertragenen Würde und Stellung schuldig war. Mit großer Geschicklichkeit ahmte er die Sprache des Landrats nach und sagte: „Jute Nacht, mein lieber Herr Stadtrat, etwas spät jeworden, jewiß Ärger zu Haus!"

Der Pseudopfarrer sprach in salbungsvollem Ton: „Angenehme Ruh, lieber Schlauberger, grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir, und sie möchte nicht böse sein." Unter vielen Verbeugungen und Dankesversicherungen schloß jetzt der Rentier die Haustüre auf. Dann stellte er sich in die Türöffnung und schrie: „Nochmals vielen Dank Herr Landrat, vielen Dank Hochwürden!" Mit lautem Krach schlug er die Tür zu, und ein Bravorufen von der Straße aus belohnte den forschen Schauspieler.

Mutig trat Herr Schlauberger in das Schlafgemach ein. Doch als er beim Kerzenlicht den strengen Richterblick seiner Frau sah, verließ ihn der Mut und demütig grüßte er: „Guten Abend, liebes Luischen, bist Du etwa krank? Du siehst so erregt aus!" erkundigte er sich teilnahmsvoll.

„Ach was, ich krank," schrie mit lauter Trompetenstimme seine Gattin. „So lange hat die Sitzung gedauert," rief sie ganz empört aus, es ist doch bereits 2 Uhr; ich muß mir solche Sitzungen in Zukunft verbitten! Dem Herrn Gemahl diktiere ich hiermit 3 Tage ‚Stubenarrest'."

„Aber Luischen, sei doch ruhig, rege Dich doch nicht so auf, es könnte Dir schaden. Sieh mal, nach der Sitzung traf ich auf dem Ringe den Herrn Landrat und den Herrn Pfarrer, als sie gerade zu Poterzet gingen, und hättest Du die hohe Ehre ausgeschlagen, wenn sie Dich aufgefordert hätten, mit ihnen ein Glas Bier zu trinken? Du weißt es ja, ich wäre viel lieber bei Dir geblieben, aber ich konnte wirklich nicht den hohen Herren danken. Na, ich sage Dir, alle waren an den Nebentischen voll Neid, blaß und rot!"

„Ja so," beeilte er sich noch schnell zu sagen, „bald hätte ich das Wichtigste vergessen. Der Herr Pfarrer läßt Dich extra schön grüßen, und Du möchtest mein spätes Kommen sehr entschuldigen."

Diese lange Rede trieb dem schlauen Stadtrat Schweißtropfen auf die Stirn und heftig fuhr er mit seinem buntgeblumten Taschentuch übers Gesicht.

Die Gewitterschwüle im Zimmer verzog sich. Das Gesicht von Frau Luise zog sich in freundliche Falten und sie sagte milde: „So, so, das ist etwas ganz anders. Wenn Du mit solch hohen Herren ausgehst, habe ich nichts dagegen, das bildet nur. Doch mich wundert nur eins, Herr Pfarrer bleibt doch nie über 12 Uhr aus?"

„Natürlich Luischen, hast recht, es ist eben erst 12 Uhr" und er reichte dabei ihr seine Taschenuhr hin. „Übrigens, hast Du die hohen Herren nicht gehört, als sie an unserer Haustür von mir Abschied nahmen? Ach, der Abschied war rührend!" —

Bei diesen überzeugungsvollen Worten war Frau Luise geschlagen. Ohne ein Wort noch zu reden, drehte sie sich der Wand zu und schlief auch bald ein.

Der Herr Stadtrat Schlauberger aber lächelte triumphierend vor sich hin und freute sich schon jetzt auf die nächste Magistratssitzung. Mit einer Siegermiene legte er sich zu Bett und träumte von Austern und Sekt.

Am nächsten Tage aber erzählte man in ganz Waldberg den neuesten Witz vom Stadtrat Schlauberger, und jeder, der ihn hörte, sprach: „Die ist kuriert!" —

Das Waffeleisen.

Eine heitere Familientragödie.

Von Max Gebel, Wendrin.

Mutter, die zum Jahrmarkt 'gangen,
Kehrt zurück mit heißen Wangen
Und berichtet, ganz erbaut,
Was sie Neues heut geschaut.
Auf dem Jahrmarkt hört sie preisen:
„Praktisch, so ein Waffeleisen!
Meine Damen! Schaun Sie her!
Waffeln backen ist nicht schwer!
Je ein Täßchen Milch und Mehl,
Zucker, Salz, zwei Eier. — Schnell
Rühr' zu einem dicken Brei,
Gib dazu den Schnee vom Ei.
Dann Palmin im Topf aufs Feuer,
Denn Palmin ist wen'ger teuer.
Scheint das Fett schon heiß zu sein,
Halt' das Waffeleisen rein.
Ist dies heiß, wie man es braucht,
Schnell nun in den Teig getaucht.
Dann, im Fett goldbraun gebraten
Ist die Waffel schon geraten!" — — —
Alles dieses und so weiter,
Stimmte Muttern heut so heiter.
Gut gelaunt will sie am Abend
Waffeln backen, magenlabend.
Hat am Markt schon dran gedacht,
Auch ein Eisen mitgebracht.
Doch weil mit Geschickes Mächten
Kein anständ'ger Bund zu flechten,
Schürzte schon den Knoten Fama:
Es gab ein Familiendrama.
Ob vorhanden, ward beraten,
Was man braucht zum Waffeln braten.
Zucker, Mehl, Palmin und Salz
Langten ja noch allenfalls,
Doch es fehlten Milch und Eier,
Da war guter Rat schon teuer!
Zu so vorgerückter Stunde
Sind schon los die Kettenhunde.
Wer soll da sich unterfangen,
Fehlendes noch zu erlangen?
Franzel soll die Milch besorgen.
Doch die gibt es nur am Morgen.
Abends, das ist doch zu dumm,
Laufen ja die Hexen 'rum.
Wer am Abend Milch verkäuft,
Gradezu ins Unglück läuft.
Großer Schaden ihm erwächst,
Da dies ihm die Kuh verhext.
Soll'n die Waffeln noch gedeih'n,
Muß man also Milch sich leih'n.
Fürs Versprechen frischer Waffeln,
Die sich hoch zu Bergen staffeln,
Bringt auch Franzel eins, ruck zwei,
Schleunigst etwas Milch herbei.
Fritze, sonst ein loser Schreier,
Sorgt indessen für zwei Eier.
In den Taschen wohlverwahrt,
Auf dem Rad in toller Fahrt,
Bringt die Eier er herbei,
Landet plötzlich mit Geschrei,
Denn der Inhalt seiner Taschen
Fließt schon durch der Strümpfe Maschen
Staunend sehen Fritz und Franz
Nur ein einz'ges Ei blieb ganz.
Trotzdem ward der Teig gerührt
Und das Feuer rasch geschürt.
Doch, der Leser merkt's, dem Brei
Mangelte das eine Ei,
Denn das zweite klebt dem losen
Fritz zum Teil doch in den Hosen.
Sei es, wie's gewesen sei,
Ob nun schuld das eine Ei,
Jedenfalls wollt's nicht gelingen,
Waffeln draus hervorzubringen.
Ausprobiert nach allen Weisen,
Streikt zum Schluß das Waffeleisen
Dieser schöne Stern am Draht
Formlos sich verbogen hat.
Mutter hat es satt gekriegt,
Eisen in die Asche fliegt.
Ganz erschöpft von Ofens Hitze,
Angelt sie nach einem Sitze.
Da vergeblich all ihr Tasten,
Landet sie im Kohlenkasten.
Franz hat sich die Hand verbrannt,
Da er viel zu spät erkannt,
Daß ein Tröpfchen heißes Fett
Seine eignen Launen hätt'.
Fritz putzt seinen Hosenboden.
Da kriegt Franz ihn an den Loden,
Denn er meinte, Fritz sei schuld
An der eignen Ungeduld.

Vater Muttern muß aufrichten,
Auch den Streit energisch schlichten.
Und mit etwas Nasenbluten
Gehn zu Bett die beiden Guten.
Vater brummt in seinen Bart,
(Was indes verübelt ward)
So etwas von „Jahrmarkt laufen"
Und von „Kinkerlitzchen kaufen".
Mutter, an der Ehr' gekränkt,
Sich zu meinen unterfängt,
Daß die Küche nur ihr Reich,
Sie verbitte sich sogleich,
Ja, sogar bei allen Teufeln,
Ihre Kochkunst zu bezweifeln.
Beide gehn zur Ruh, verkracht,
Ohne Kuß und „Gute Nacht!"

Andern Tages gießt die Mutter
Fett und Teig ins Schweinefutter.
Doch das Schwein entrüstet grunzt,
Merkt auch, das der Teig verhunzt.
Als den Trog es ausgeleckt,
Legt sich's hin und war — — — verreckt.
Und im Haus hat's noch nach Wochen
Nach verbranntem Fett gerochen.

— — — — — — — — —

Die Moral von der Geschicht:
Lauft zu oft zum Jahrmarkt nicht.
Müßt doch andres auch verschmerzen!
Darum nehmt das Wort zu Herzen:
„Willst du was Unnützes kaufen,
Mußt du bloß zum Jahrmarkt laufen!"

Sonnenschein.

v. P. Dräther, Lommitz.

Endlich war nach trüben Tagen
Wieder Sonnenschein.
Ich ließ ab von all dem Zagen,
Ging ins Grün hinein.

Vögel singen, Schmetterlinge
Gaukeln hin und her,
Alles ist heut guter Dinge.
Alle kommen her.

Um sich in das Gras zu legen,
Blauen Himmel über sich
Um und um den Aehrensegen.
Lust und Freud' kommt über mich.

Sonnig, wonnig ist die Luft,
Leicht wird all das Mühen,
Seh ich so im vollen Duft
Alles um mich blühen.

Das verlorene Paradies.

Novelle von Helene Luise Jakubowsky.

Im Schlosse des Edlen von Kamiensky ward um die zehnte Stunde eines kalten Winterabends viel Lärm und Unruhe; denn der Hausherr war plötzlich zu einer Konferenz nach Paris berufen worden, und nun mußte in aller Hast der Koffer gepackt werden. Befehle schwirrten hinüber und herüber und Schritte klangen unaufhörlich treppauf, treppab.

Kamiensky, Sonja, die Herren, und Rozainski hatten zu Dritt zwei wundervolle Wochen miteinander verlebt, in denen Schlittenfahrten, trauliche Plauderstunden am Kamin, wenn der Sturm ums Schloß brauste, und lustiges Schlittschuhlaufen auf dem See im Park in wechselndem Spiel sie erfreute. Nun der Hausherr plötzlich nach Paris, fort vom warmen Herd, fort vom Herzen seines geliebten Weibes mußte, fügten sie sich standhaft in das Unabänderliche und aßen hastig die Kolacja.

„Mein kostbarstes Gut gebe ich in Deine Hut, Rozainski", sagte der Edelmann, „lasse uns darauf trinken".

Und sie stießen lächelnd mit ihren Gläsern, in denen roter Wein leuchtete, aneinander — alle drei!

Dann geleiteten sie Kamiensky an den Schlitten, warteten bis die Diener ihn in seine Pelze gehüllt hatten und gingen erst in das Schloß zurück, als der letzte Ton des Schellengeläutes in der Nacht verklungen war.

*

Kamienskys Schlitten flog leicht wie eine Nußschale der Station entgegen. Es war eine windstille, mondhelle Nacht. In dem bläulichen Lichte lagen die unermeßlichen Schneeweiten vor ihnen. Als sie eine Weile so lustig unter dem silbernen Klingen der Glöckchen dahingefahren waren, löste sich plötzlich eine kleine, gedrungene Gestalt aus dem Schatten eines Baumes und zwang die Pferde stillzustehen.

„Woicjech!" fragte die befremdete Stimme des Edlen, „Du hast mir aufgelauert? Steig ein zu mir. Es ist nichts Gutes, das Dich heraustrieb in der Winternacht —."

„Gott sei's geklagt, Herr", sagte der andere im Flüstertone, damit der Kutscher seine Worte nicht vernähme.

„So sprich — Du weißt, ich habe keine Zeit zu verlieren."

„Nein, Herr, jede Minute ist kostbar."

„So lasse mich nicht länger warten—."

„Ich wollt' Euch nur sagen, Herr, daß eine unverhoffte Heimkehr oft sehr nützlich sein kann. Die Dinge bekommen oft ein anderes Gesicht — bei einer unverhofften Heimkehr."

„Hollah! Woher pfeift der Wind? Liegt mein Gut in unrechten Händen? — Bestiehlt man mich?"

„Herr, Eure Konferenz in Paris in allen Ehren — aber hier steht mehr auf dem Spiel — eine scheinbar angetretene Fahrt wäre hier von größerer Wichtigkeit, als eine ausgeführte Reise."

„Ist es der Wladek Boguminski, dem ich die Schlüssel der Kornböden anvertraut, der mich bestiehlt? Der Hund — man soll ihn vom Hofe jagen noch in dieser Nacht."

„Nicht Euer Gut ist in Gefahr, Herr — — die Zeit drängt, ich kann Euch nicht schonen, wie ich wohl möchte, so wißt es: Euer Weib ist in Gefahr — nicht Euer Verwalter ist ein Hund, sondern Euer Freund — — Witold Rozainski. Ihn jagt vom Hofe noch in dieser Nacht."

Ein heiserer Laut quoll aus Kamienskys Kehle. Seine Finger fuhren dem Alten an den Hals.

„Schurke, elende Kreatur, wagst Du es, Deine Herrschaft und deren Freunde zu beschmutzen, weil Du mir beim ersten Ritt den Steigbügel halten durftest? Hinaus mit Dir — Du bist es, den ich in dieser Nacht fortjage."

Woicjech befreite zitternd seinen Hals von den sich lockernden Fingern des polnischen Edelmannes.

„Ich habe Euch treu gedient, Herr, schlagt meine Warnung nicht in den Wind." Noch taumelnd durch die Sekunden, in denen ihm die Hand seines Herrn den Atem abgeschnürt hatte, verließ er den Schlitten und tappte mit schweren Schritten durch den tiefen Schnee dem Schlosse zu.

Kamiensky aber trieb den Kutscher an, zu fahren, als ginge es um Leben und Tod.

In den ersten Minuten, in denen der Schlitten der Station entgegenraste, loderte noch der helle Zorn gegen Woicjech in ihm. Seine Sonja, sein heißgeliebtes Weib, und Rozainsky, den treuesten Freund, wagte der Hund anzugreifen. Der sollte ihm nicht mehr unter die Augen kommen — dazu würde er Boguminsky von Paris aus anweisen — nie mehr mag er ihn sehen — den alten Woicjech. Und wie Kamiensky dieses letzte denkt, beschleicht ihn leise Wehmut. Er denkt daran, wie treu der Alte zu ihm gestanden in den schwersten Stunden

jeines Lebens, als die Eltern starben, und daß er als kleiner Knabe von ihm unter eigener Lebensgefahr aus dem unergründlichen, tückischen See im Schloßpark gezogen worden war.

Dann, mit einem Male sprang ihn der Gedanke an: Wenn er doch wahr gesprochen hätte — wenn Woicjechs Augen klarer gesehen hätten als seine eigenen? Hatten Sonja und Rozainsky sich heut abend nicht manchmal in heimlicher Freude in die Augen geschaut? Heute — am Abend, an dem er für einen halben Mond von ihnen ging?

Die bohrende Pein der Eifersucht durchfuhr ihn auf Minuten wie neugewetzte Dolche. Es war ihm, als müßten in seinem Innern alle Blutgefäße auseinanderspringen.

Herrgott! Wenn Woicjech wahr gesprochen hätte — — —

Die Schimmel rasten durch die Nacht.

Die Peitsche sauste unerbittlich um ihre Ohren, wenn sie ein langsameres Tempo anschlagen wollten.

„Hirngespinste," sagte jetzt Kamiensky laut, warf das abgebrannte Ende seiner Zigarette in den Schnee und fing ein lustiges Montmartreliedchen zu pfeifen an.

Die Lichter der Station blinkten durch die Nacht herüber — man hörte das Keuchen der Lokomotive und sah einen langen Zug, der wie eine leuchtende Raupe durch das Dunkel der Nacht kroch.

„Zum Henker!" sagte Kamiensky, „nun hat mir doch der Woicjech mit seinem Gerede die Reise verpfuscht."

„Halloh!" rief er seinen Kutscher an — „was fährst Du noch geradeaus, wenn Du siehst, daß der Zug aus der Halle rollt!"

Der Kutscher ließ die dampfenden Pferde umbiegen und wollte nun in gemäßigter Gangart heimwärts fahren — doch Kamienskys scharfe Stimme riß ihn aus seinen tiefgründigen Gedanken.

„Fahr zu, Jan, und wenn die Pferde zum Teufel gehen, jede Minute ist kostbar, und eine verhinderte Reise ist manchmal von größerer Wichtigkeit als eine angetretene."

Der Edle von Kamiensky brach in ein gereiztes, zorniges Lachen aus und sprach dann leise zu sich selbst: „Der Hieb sitzt, alter Woicjech!"

Der Kutscher schlug auf die Pferde ein, daß sie sich aufbäumten und wie junge Teufel davonrasten. Ein röchelnder Schmerzenslaut der beiden Schimmel durchzitterte die Luft, die Hufe schienen nicht mehr den Boden zu berühren, und nur das Knirschen der Kufen im Schnee verriet noch den Kontakt mit der Erde. Kamiensky starrte brennenden Auges in die Nacht, ob er den Turmknauf seines Schlosses nicht im Mondlicht blitzen sähe. Aber noch immer war die Ebene weiß, ungeheuerlich weit ausgedehnt und öde. Keinem menschlichem Anwesen, keinem freundlichen Lampenschimmer begegnete Kamiensky auf seiner nächtlichen Fahrt. Seine rasenden Pferde gingen ihm nicht schnell genug, und immer wieder trieb er mit herrischen Zurufen seinen Kutscher an, auf die Pferde einzuschlagen, daß sie ihre letzte Kraft hergäben.

Endlich — für Kamienskys eifersüchtige Qual viel zu spät, lag das Schloß vor ihnen, in schwachen Umrissen noch — von dem Dampf der abgetriebenen Pferde wie in spinnwebseine Schleier gehüllt.

Am Schloßpark verließ Kamiensky den Schlitten, stellte seinen eleganten Lederkoffer ins Gebüsch und sagte zu dem Kutscher:

„Die Decken gibst Du im Schlosse ab, Jan, die Pferde langsam bewegen und dann frottieren. Daß ich heimkomme, darf bei Deinem Tod keine Seele wissen, auch die Herrin nicht."

Der Kutscher, an solche gewaltsame Reden seines Herrn gewöhnt, bog gemächlich in die breite Fahrstraße ein, die an der Schloßrampe vorbei zu den Stallungen führte.

Am Parktor stand Woicjech.

„Ich wußte, daß Ihr kommt, Herr," sagte er demütig, „vielleicht kommt Ihr noch zur rechten Zeit."

„Wenn auch nur ein wahres Wort an dem ist, was Du mir gesagt, Woicjech, dann komme ich schon zu spät, gleichviel, ob der Kuß noch ungeküßt, die Sünde noch ungeschehen ist. Hat mein Weib den anderen nur angeschaut mit dem Wunsche, ihn zu besitzen, so hat sie schon die Ehe gebrochen in meinen Augen. Aber Du lügst, Woicjech, und daß ich heimkam, hat nichts mit Deinem Geklatsch zu schaffen. Der Zug war fort, ich reise morgen nach Paris.

„Herr, ich werde Euch die Türen öffnen, ohne daß die Herrin es wissen wird."

„Zum Teufel, ich brauche Deine Dienste nicht mehr — mein Weib öffnet mir allein die Tür, wenn ich rufe."

„Ihr werdet aber nicht rufen, Herr, Ihr sollt nicht rufen, dürft es nicht, um meiner Seligkeit und um Eures guten Namens willen."

„Alter Narr, ich hetze Dich und Deine Nachtgespenster mit meinen Hunden vom Hof," rief Kamiensky — aber noch ehe er seine zornigen Worte beendet hatte, war Woicjech hinter den schwarzen Büschen verschwunden.

Kamiensky schritt langsam durch die verschneiten Wege dem Schlosse zu. Er sah, wie der Kutscher dem Diener die Pelze gab und dann die große Halle verdunkelt wurde.

In Sonjas Zimmer aber brannten noch die Kerzen.

Kamienskys Blicke verhingen sich in dieses hellströmende Licht. „Bist Du mir treu, Sonja, treu in diesem Augenblick?" murmelten seine Lippen unter dem kecken, dunklen Bärtchen. „All mein Gut gäb ich darum, wenn ich wüßte, daß Du jetzt mit Sehnsucht meiner gedächtest, der ich auf dem Wege nach Paris bin, einsam und allein in dieser kalten Winternacht."

Der junge Edelmann war indessen dicht an das Schloß herangekommen und lauschte unter den Fenstern.

Aus Sonjas Zimmer klang ein Chopinscher Walzer herab, zierlich und mit dem weichen Anschlag, den seines Weibes Finger hatten. Ein befreiender Seufzer löste die Spannung, die Kamiensky bis jetzt fast den Atem versagt hatte. Ein leichtes, erlösendes Lächeln flog um seinen jungen Mund — — seine Frau saß geruhig in ihrem Gemach, spielte eine Valse von Chopin, und er, der eifersüchtige Narr, fror vor ihren Stufen in der Mitternacht. Eben wollte er die breite Treppe emporstürmen, da brach der Walzer ab, ganz plötzlich riß die Kette der perlenden Töne entzwei.

Kamiensky verhielt seine stürmenden Schritte und murmelte: „Die Valse ist noch nicht zu Ende — zwei Seiten muß Sonja noch spielen — warum schweigst Du, Sonja? Hat Dich Rozainski während des Spiels auf Deinen weißen Nacken geküßt, wie ich es so oft tat? Begehst Du einen Treubruch mitten in einem Chopinschen Walzer?"

Und leise, ganz leise schlich Kamiensky durch die Türen, die Woicjech offen gelassen hatte, bis vor Sonjas Gemach. Durch die schweren, rosenfarbenen Damastportieren klangen die Worte der beiden nur wie ein Flüstern, aber sein scharfes Ohr verstand auch diese leisen Laute. Sie sprachen französisch, jedenfalls der Dienerschaft wegen, die doch immer gerne spionierte. Durch einen Spalt zwischen den Portieren konnte er beide sehen. Sie saßen hinter einem runden Tisch, auf dem sieben Kerzen in einem bronzenen Leuchter brannten, die raffiniertesten Gerichte und feuriger Wein zum Mahle lockten.

Aber die beiden ließen die Speisen unberührt — Rozainski bog Sonjas Kopf zurück.

„Après nous déluge," sagte er mit maliziösem Lächeln und preßte seinen flotten, schwarzen Schnurrbart auf ihren schwellenden Mund.

Ein gurgelnder Laut brach zwischen dem rosenfarbenen Damast hervor — ein heiserer Schrei — ein todesschwerer Seufzer — —

Die beiden auf dem Sofa stoben aus ihrer heißen Umarmung — dann folgte eine Todesstille, in der sich die Blicke der Männer kreuzten wie stählerne Klingen. Kamiensky wich langsam zurück in das Zimmer vor Sonjas Gemach und die Frau schrie in heller, verzweifelter Angst: „Schütze mich Witold, Kamiensky wird schießen." In irrer Hast wollte sie die Türen zur Terrasse aufschließen, um von dort aus ins Freie zu entfliehen — doch noch ehe ihre Finger den Riegel zurückgeschoben hatten, stürzten zwei junge Diener, die Kamiensky treu ergeben waren, ins Zimmer und schlugen unbarmherzig mit den mitgebrachten Peitschen auf Rozainski und Sonja ein. Die Diener trieben die beiden vor sich her wie Tiere, durch Zimmer und Hallen, die marmornen Stufen hinab, durch den Park, bis hinaus ins einsame, weiße Feld. Dort ließen sie ab von ihnen und wandten ruhig, als hätten sie nur eben eine Magd vom Dienst gejagt, ihre Schritte dem Schlosse zu.

„Was war ihr letztes Wort, Stachu," fragte Kamiensky finster einen der beiden Burschen.

„Es war französisch, aber ich habe es mir wohl gemerkt. Sie hat sich gehalten wie eine Königin, Herr, kein Wehlaut brach aus ihrem Mund, während Rozainski wie ein Hund winselte. Sie wandte ihre Blicke nach dem Schlosse zurück und sagte: „Le paradies perdu!"

Jahrmarktleute erzählen eine Heimatsage.

Wir fuhren im Nebel und Morgengrau'n
Auf Leiterwagen geschützt durch Plau'n
Nach Kreuzburg zum Markte.
Plötzlich schritt über den Weg eine Frauengestalt.
Sie trug ein Körbchen am Arm und verschwand im nah'n Wald.
Wer mag das sein? Verwundert sahen wir einander an.
Antwort gab der ält'ste Fahrgenoss', ein braver Mann.
„Von jener Dame dort im schwarzen Kleid
Mit dem bleichen Antlitz, durchfurcht von Leid,
Kenn' ich eine gar traurige Geschicht';
Selten noch jemand von dieser hier spricht."
Und in seiner bedächtigen Weise
Flüsterte er, kaum hörbar im Kreise:
„Unbekannt wird es wohl den meisten sein zur Stund',
Daß Jahrhunderte lang erzähl't des Volkes Mund,
Was früher einmal, in längst vergangenen Tagen
Um Schiorke herum sich hat zugetragen.
In dem Walde, der dort in der Rund' dem kargen Boden entsproß,
Lag eine größere Siedlung und auch ein prächtiges Schloß.
Dies bewohnte seit wenigen Jahren ein gräfliches Paar,
Das mit der Familie in die Einsamkeit geflüchtet war,
Nachdem man ihm auf seine Wohnstätte den roten Hahn gesetzt,
Und die Verfolger es unbarmherzig in die Fremde gehetzt.
Damals, in des Dreißigjähr'gen Krieg's bitterer Not,
Dieser entlegene Winkel noch Sicherheit bot.
Bis hierher in des tiefen Forstes Verstecken
War'n bis jetzt noch nicht gedrung'n des Aufruhrs Schrecken.

— — — — — — — — — —

Die Wirrnisse im Land' machten den Siedlungsleuten wenig Sorgen.
Sie wähnten sich im Schutze der Wälder völlig geborgen. — — —
Jedoch, wie bald zerriß, was geknüpft ward mit den innigsten Banden,
Als Kriegswerber auch in diese Verborgenheit die Wege fanden.
Durch Schilderung des Söldnerlebens lenkten sie der Männer Sinn
Von friedlicher Beschäftigung in das Schlachtgetümmel hin.
Nicht alle, die hinauszogen, haben Ehr' und Gut erworben;
So manche kehrten nicht mehr heim, sind in der Fremde gestorben.
Als zum Schmerz um die Geschiedenen noch das Elend sich gesellte,
Und der Armen trübes Dasein nicht ein Hoffnungsstrahl erhellte,
War's der gütigen Schloßherrschaft eifriges Bestreben,
Den Bedrängten beizustehen im Kampfe mit dem Leben.
Frau Gräfin ging selbst mit dem Körbchen am Arm
Bei jedem Wetter, ob's rauh war oder warm,
Oft und gern in der Verlass'nen Hütte;
Weilte hilfsbereit in ihrer Mitte.
Spendete Gaben den Großen und Kleinen,
Trocknete Tränen bei bitterem Weinen.

— — — — — — — — — —

Als sie einmal nach solchem Liebesdienst wieder bei den Ihrigen weilte,
Eine sehr traurige Botschaft aus der fernen Heimat sie erreichte.
Der Kurier meldete: „Die Mutter sei schwer erkrankt;
Sehnsuchtsvoll sie nach der einzigen Tochter verlangt."
Sogleich rüstete die Gräfin zur beschwerlichen Reise.
Nach wehmüt'gem Abschied von Familie und Freudes Kreise
Fuhr sie durch gesegnete Auen dem Vaterhaus entgegen,
Um dort mit aller Zärtlichkeit die teure Kranke zu pflegen.

Mitten in das liebevolle Walten eine Schreckensnachricht traf.
In Unsicherheit befanden sich daheim die Kinder und der Graf.
Durch fahrendes Volk und Flüchtlinge sie die Kunde vernahm,
Daß eine feindliche Truppe in Rosenbergs Umgegend kam.

Voll schlimmer Ahnung hörte sie mit Grausen
Von der Land'sknechte fürchterlichem Hausen.
Als die Mutter außer Gefahr, reiste die Tochter zurück.
Entsetzliche Zerstörung bot unterwegs sich ihrem Blick.
Ortschaften lagen öde in Asche, die Ernte war vernichtet.
Man hatte nicht übertrieben von des Feind's Greueltaten berichtet.
Durch diese traurigen Eindrücke litt die Gräfin unendlich viel.
Doch war'n es nicht die erschütternsten; die harrten ihrer am Reiseziel.
Wie sie dort an jenem Platz, wo sonst das Herrnhaus stand,
Nur Zeugen des Geschehnen — verkohlte Trümmer — fand.
Alles Forschen nach dem Verbleib ihrer Lieben
Ist ohne den geringsten Erfolg geblieben.
Was man in der Umgegend vermutete, ist zur Gewißheit geworden,
Daß sie bei einem feindlichen Überfall umkamen, durch Brand und Morden.
Dies Leid war gar zu schwer; ihm hielten der Gräfin Kräfte nicht stand,
Während langer Krankheit ihre Seele in Angst'n sich wand.
Ärztliche Kunst entriß dem drohenden Tod die Beute.
Rührend war die Fürsorge der dankbar'n Siedlungsleute.
Sie mühten sich, die Gräfin zu zerstreu'n in ihrer schlichten Art,
Doch war's umsonst, der Ärmsten Geist für immer umnachtet ward.
Ruh'los suchte sie noch in später'n Jahren
Alle, die ihr einst so teuer waren.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Zuweilen erscheint noch jetzt dem Wand'rer, die hohe Gestalt,
Wie sie das Körbchen am Arm, schattengleich durch den dämm'rigen Wald
Zu jener Stelle eilt, die altvertraut
Eh'mals das Glück ihres Lebens geschaut.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Andere sah'n, wie dieselbe Erscheinung regungslos an dem Wege stand,
Den das Volk, der einst'gen Wohltäterin zur Ehre „staropani" genannt.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
Der Erzähler hielt inne, auf uns lag ein geheimnisvoller Bann,
Ueber die seltsame Geschichte wohl jeder noch ein Weilchen sann.
Da zerstoben die Nebel, die Sonne begann ihren Tageslauf,
Vergangenes sank zurück, man dachte wieder an Ein- und Verkauf.
Wagen an Wagen rollten herbei
Bepackt mit dem bunten Allerlei —
für den Jahrmarkt.

von E. W., Rosenberg.

Tagung der Rosenberger Arbeitsgemeinschaft für Heimaterforschung.

Von 1. Lehrer Kommander.

Großen Anklang fand die Veranstaltung der Arbeitsgemeinschaft für Heimaterforschung am Dienstag und Mittwoch, den 11. und 12. Juni. Sie war diesmal auf breiteste Grundlage gestellt und erstreckte sich auf alle Zweige der naturwissenschaftlichen Heimaterforschung. Dem rührigen Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Hauptlehrer Wilk-Paulsdorf, war es gelungen, zwei naturwissenschaftliche Spezialisten für die Tagung zu gewinnen, für Geologie Herrn Professor Eisenreich-Gleiwitz, und für Zoologie den Assistenten am Zoologischen Museum in Breslau, Herrn Schlott. Der an alle Natur- und Heimatfreunde ergangene Aufruf zur Teilnahme an der heimatkundlichen Veranstaltung, die sich im Programm die naturwissenschaftliche Erkundung des Stobertales von Wachowitz bis Alt-Rosenberg zum Ziele gesetzt hatte, hat in allen Schichten der Kreisbevölkerung freudigen Widerhall gefunden. Aus allen Teilen unseres Kreises, ja sogar aus den Kreisen Kreuzburg und Guttentag, waren bei herrlichstem Wetter am Nachmittag des ersten Tages viele, recht viele Freunde der Natur und Heimat herbeigeeilt und trafen sich an dem im Stobertale gelegenen Skowronek-Teiche. Hier bot sich dem Zoologen Gelegenheit, auf einige Wirbeltiergruppen aufmerksam zu machen, denen vielfach mit Interesselosigkeit, wenn nicht mit Abscheu und Rohheit begegnet wird, nämlich auf die verschiedenen bei uns vorkommenden Frosch- und Schwanzlurche. Seine fast zärtliche Liebe zu diesen oft recht stiefmütterlich behandelten Kindern der Natur, von denen er uns einige Artvertreter vorführen konnte, hat wohl auch in manchem der Zuschauer das Gefühl zu diesen Tieren korrigiert. — Von hier führte uns Herr Wilk durch das Naturgehölz der Smugen im Teil des oberen Stobers. Die wilde, frische Herbheit dieses Gebietes, das erfreulicherweise noch manche floristische Schätze verborgen hält, die, seltsam genug, den verwüstenden Händen der „Blumenpflücker" bisher entgangen sind, machte starken Eindruck. In dem dichten Unterholz der wildzerrissenen Talränder fühlen sich die zahlreichen Arten der gefiederten Sänger recht wohl. — An einem Ausstich der neuangelegten Ziegelei in Wachowitz konnte Herr Prof. Eisenreich in anschaulicher Weise die fluvioglazialen Ablagerungen von Lehm und Sand vor Augen führen. Danach wurde der Rückmarsch zur Stadt angetreten. Für den Abend waren im Hotel Potrz zwei Lichtbildervorträge (Professor Eisenreich und Assistent Schlott), vorgesehen. Nach Ansprachen von Herrn Landrat Strzoda, Herrn Bürgermeister Dr. Vieweger, den Herren Schulräten Dwucet-Rosenberg OS. und Lehmann-Kreuzburg, dem Vertreter der landwirtschaftlichen Berufsorganisationen des Kreises, Herrn Baron von Reiswitz, und dem Vertreter der Forstbeamtenschaft, Herrn Förster Lewandowski-Albrechtsdorf, in welchem das Gefühl warmherziger Anteilnahme und die Bereitschaft zur tatkräftigen Unterstützung der Bestrebungen der Arbeitsgemeinschaft zum Ausdruck kamen, wurde dieser theoretische Teil der Tagung eröffnet. Herr Professor Eisenreich behandelte nunmehr in klarverständlicher Weise, unterstützt durch lichtbildlich vorgeführte Karten und Skizzen, die Geologie Oberschlesiens mit besonderer Berücksichtigung des Kreises Rosenberg. Darauf erhielt Herr Schlott das Wort zu seinem Vortrage „Zur Wirbeltiererforschung des Kreises Rosenberg". Die prachtvollen photographischen Aufnahmen von Momenten aus dem Leben einer Anzahl Amphibien, Reptilien und Vögel, die der Vortragende unter großen Schwierigkeiten mit peinlichster Sorgfalt selbst gemacht hatte, versetzten sogar die Photographen unter den Teilnehmern in Erstaunen und bereiteten hohen künstlerischen Genuß. Eine Fülle von Anregungen zu Spezialstudien, z. B. über Vorkommen, die horizontale und vertikale Verbreitung einiger Tierformen in unserer Heimat konnte von dem Vortragenden entgegengenommen werden. Lebhafter Beifall war der Ausdruck der Freude und des Dankes für die äußerst interessanten Ausführungen der beiden Wissenschaftler. In den Ansprachen der anwesenden Vertreter der Behörden und der Berufsorganisationen kam die Ueberzeugung zum Ausdruck, daß echte Vaterlandsliebe, rechtes Verständnis und Empfinden für die Bedürfnisse und Nöte unseres Landes und Volkes nur in der heimatlichen Scholle wurzeln können. Daher sei es notwendig, die Erziehung der Jugend und somit des Volkes auf dem Heimatgedanken aufzubauen. Heimatliebe sei jenes höhere Empfinden, das den

Wert der Heimat richtig einzuschätzen versteht und das eigene Wohl und Wehe mit dem der Heimat und des Vaterlandes verbindet. Insofern sei Heimatbildung und Heimaterziehung in der Schule ein Stück fundamentaler Arbeit an dem Wiederaufbau unseres Vaterlandes. Wie diese Forderung auf naturkundlichem Gebiete verwirklicht werden kann, das zeigte uns am darauffolgenden Tage Herr Wilk an vielen mit den oberen Jahrgängen seiner Schule praktisch vorgeführten Lehrbeispielen. Das Ergebnis planmäßiger Schulung und Erziehung an dem Bildungsgut „Heimat-Natur" offenbarte sich in einer Fülle naturkundlicher Begriffe, Erkenntnisse und Erfahrungen, aber vor allem auch in dem lebendigen Gefühl des innigen Verbundenseins der Kinder mit der Natur und ihrem Schöpfer. Die Anschluß- und Anschauungsstoffe für die unterrichtlichen Lehrgespräche lieferten zahlreiche reizvolle Landschaftsbilder an den „Siebenquellen", in dem Albrechtsdorfer Forst, wo wir unter der aufklärenden Führung durch Herrn Lewandowski wunderschöne Plätzchen entdeckten, und im Stobertale bei Alt-Rosenberg. (Pflanzengesellschaften der Sandfelder und ihre weitere Entwicklung zum Walde. Waldtypen: Kiefernwald mit Heidelbeere, Kiefernwald mit Heidekraut, Kiefernwald mit Flechten und Preiselbeere, Fichtenwald, Mischwald. — Verwendung nährstoffreicher Gewässer und ihre weitere Entwicklung zu Sauergraswiesen und zum Bruchwald. — Pflanzengesellschaften der Hochmooranflüge und die weitere Entwicklung zum Kiefern-Sumpfporstwald.) Eine Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Schulwanderung erfolgte in dem prächtigen Park des Alt-Rosenberger Schlosses, in dem uns Frau Rittergutsbesitzer v. Lieres-Wilkau herzlichst bewillkommnete. Eine andächtige, weihevolle Stimmung ergriff alle Zuhörer, als nach den sich an alles Gesehene, Gehörte und Erlebte anschließenden sinnigen Betrachtungen über die Schönheit des Waldes, die Weisheit und Güte Gottes die herrlichen Waldlieder unseres Heimatsängers Eichendorff erklangen. Herr Schulrat Dwucet gab den alle beherrschenden Gefühlen in kurzen Worten treffenden Ausdruck und sprach sich in anerkennender Weise über die hervorragenden Leistungen der Schulkinder aus und ermunterte sie zu eifriger Weiterarbeit an sich und an der Heimat. Nach einer Besichtigung des Schloßparks und einer Sandgrube, wo eine photographische Aufnahme gemacht wurde, dachte man nunmehr auch an die leiblichen Bedürfnisse, für deren Befriedigung im Gasthaus Gorny in ausgezeichneter Weise gesorgt wurde. Nun kam auch ein Stück Heimatgeschichte an die Reihe. Herr Lehrer Krzuk-Jamm entrollte vor uns in äußerst fesselnder Weise einige Bilder aus der politischen und kulturellen Vergangenheit des Kreises Rosenberg. — Am Nachmittag unternahm die Schar der Heimat- und Naturfreunde, die inzwischen noch Zuwachs erhalten hatte, einen Lehrausflug in das Wiesen- und Teichgelände des Stobertales bei Alt-Rosenberg. Die Führung im Gelände übernahm Herr Oberinspektor Pohl-Alt-Rosenberg. Wir durchwanderten üppige, grasreiche Wiesen, auf denen die Mahd begonnen hatte, gingen an ausgedehnten Viehkoppeln, in denen prächtiges Milchvieh weidete, vorbei und kamen an den mit Naturreizen aller Art reich ausgestatteten Teich der Sack-Mühle. Hier konnten nochmals alle naturwissenschaftlichen Spezialforscher, der Botaniker und der Zoologe, der Ornitho- und der Entomologe und auch noch der Geologe, ausgiebig zu Worte kommen. — Nach Rückkehr in das Gasthaus Gorny erfolgten noch mehrere Schlußansprachen, und nach launigen von dem Vorsitzenden des Kreislehrerrats, Herrn Lehrer Schaefer-Alt-Rosenberg, an die wissenschaftlichen Führer gerichteten Dankesworten wurde die arbeits- und erlebnisreiche Tagung geschlossen.

Zoologischer Lehrgang in Rosenberg OS. vom 26. bis 28. August 1929.

Der erste zoologisch-biologische (hydrobiologische Lehrgang in Deutschland!

Bericht von E. Krzuk, Jamm.

Die Arbeitsgemeinschaft für Heimaterforschung des Kreises Rosenberg veranstaltete am 26. bis 28. August d. J. mit der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege für Oberschlesien in Rosenberg einen zoologischen Lehrgang, der einen glänzend gelungenen Verlauf nahm. Der Lehrgang wurde am 26. August nachm. 4 Uhr durch den Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Hauptlehrer Wilk-Paulsdorf, im Saale des Hotels Potrz-Rosenberg eröffnet. Er begrüßte die zahlreich Erschienenen und wies darauf hin, daß dieser Lehrgang, der erste seiner Art in Deutschland, gewissermaßen eine Fortsetzung bilde zu dem Vegetationskursus vom 5. bis 9. September 1927 unter Leitung von Dr. Hueck von der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Berlin. Es sei ihm gelungen, für die wissenschaftliche Leitung des jetzigen Lehrgangs Herrn Universitäts-Professor Dr. Pax-Breslau und zu weiteren Dozenten die Herren Mittelschullehrer Kotzias, Abteilungsleiter des Oberschlesischen Museums, und Mittelschullehrer Kosok, Vorsitzender des Oberschlesischen Vereins für Aquarien- und Terrarienfreunde zu gewinnen. Er wünsche, daß auch diese Tagung der Schule, der Heimat und dem Vaterlande zum Segen gereiche.

Mittelschullehrer Kotzias hielt nun einen Vortrag über „Mikroskopie und Schule; Verwertung des Mikroskops im naturgeschichtlichen Unterricht". Nachdem er die Notwendigkeit der Kenntnis der Kleinlebewesen und der Mikroskopie nachgewiesen hatte, widerlegte er die Gründe, die gegen die Mikroskopie in der Schule sprechen könnten, nämlich fehlende Mikroskope und fehlende Präparate. Es gäbe schon Mikroskope im Preise von 3—8 Mk., und Präparate könne man sehr leicht selbst herstellen. Hierauf zeigte der Vortragende den methodischen Gebrauch des Mikroskops. Das Beste sei allerdings ein Projektionsapparat, doch leider zu teuer. Nachdem der Vortragende noch die Handhabung des Mikroskops erläutert und die zum Mikroskopieren sonst noch nötigen Geräte genannt hatte, verbreitete er sich ausführlich über die Frage: Was soll beobachtet werden? Den Beginn der Betrachtungen bilde die Zelle und führe zur Erkenntnis der Lebensfunktionen sowohl der Einzeller als auch der Mehrzeller. Eine Fundgrube für passende Objekte sei das Aquarium. Dauerpräparate ließen sich leicht unter Verwendung von Kanadabalsam herstellen. Die Objekte nehme man nicht nur von den Pflanzen, sondern auch von Tieren und vom Menschen. Bei richtigem Gebrauch werde sich die Mikroskopie als ein vorzügliches Unterrichtsmittel erweisen. Mit der Vorführung einiger mikroskopischer Bilder beendete der Vortragende seine Ausführungen. Reicher Beifall bezeugte, daß er das Interesse der Zuhörer gewonnen hatte.

Am Abend des 26. August, 7¾ Uhr, fand die offizielle Eröffnung der Tagung durch Schulrat Dwucet-Rosenberg namens der Arbeitsgemeinschaft statt. Er begrüßte die Erschienenen und gab seiner Freude über die starke Beteiligung — der Saal war vollbesetzt — Ausdruck. Der jetzige Lehrgang sei eine Fortsetzung der Lehrgänge vom Juni d. J. und vom September 1927. Solche Lehrgänge seien geeignet, den Schleier über der Natur zu lüften. Sein Gruß galt alsdann, auch namens der Stadt, Herrn Universitäts-Professor Dr. Pax, der schon viermal in Rosenberg gewesen, also kein Fremder mehr sei, den Herren Kotzias und Kosok, dem Fräulein Maschke, der Assistentin von Dr. Pax, dem Herrn Landrat als Vertreter des Kreises, Herrn Studiendirektor Dr. Engel als Vertreter der Staatl. Aufbauschule, Herrn Baron von Reißwitz als Vertreter des Landbundes und des landwirtschaftl. Vereins, Herrn Direktor Scheja von der landwirtschaftlichen Schule, Herrn Förster Lewandowski als Vertreter der Forstbeamtenschaft und Herrn Rektor Wonschik als Vertreter der städt. Volksschule, ferner Herrn Kreismedizinalrat Dr. Balzer und Vertreter der Geistlichkeit. Schulrat Dwucet schloß seine Eröffnungsansprache mit dem Wunsche, daß alle Teilnehmer eine Bereicherung mit Natur- und Heimatkenntnissen erfahren mögen und daß daraus Heimatliebe erwachse zum Wohle des Vaterlandes.

Landrat Strzoda übermittelte die besten Wünsche des Kreises und dankte Hauptlehrer Wilk für seine rührige Tätigkeit und Professor Dr. Pax für das sehr interessante Thema, das er seinem heutigen Vortrage zugrunde gelegt habe.

Studiendirektor Dr. Engel hieß alle Teilnehmer in der Aufbauschule willkommen, wo er ihnen den Zeichensaal zu ungestörter Arbeit zur Verfügung stelle. Er gab auch seiner Freude darüber Ausdruck, daß sich Lehrkräfte der höheren und Volksschulen zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden hätten.

Mittelschullehrer Kotzias übermittelte die besten Grüße und Wünsche der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Oberschlesien und Baron von Reißwitz die des landwirtschaftlichen Vereins und des Landbundes. Letzterer dankte besonders dafür, daß diese Tagung als erste in Deutschland gerade hier in der Ostmark stattfinde.

Förster Lewandowski dankte für die Einladung und wünschte der Tagung einen guten Verlauf.

Lehrer Schäfer, Vorsitzender des Kreislehrerrats, grüßte und dankte namens der Lehrerschaft. Sein Dank galt den Dozenten, den Behörden, Vereinen, dem Leiter der Arbeitsgemeinschaft und erhoffte von der Tagung Segen für Schule, Heimat und Vaterland.

Schulrat Dwucet dankte allen Vorrednern. Bei so vielen Glückwünschen könne der Erfolg nicht ausbleiben.

Nun ergriff Universitäts-Professor Dr. Pax das Wort zu seinem Lichtbildervortrag: „Die Rätsel des Vogelzuges". Die meisten, sehr interessanten Lichtbilder waren Aufnahmen des vom Lehrgang im Juni d. J. her wohlbekannten Tierphotographen Martin Schlott vom Zoologischen Museum in Breslau. Professor Dr. Pax führte aus, daß uns verschiedene Vögel zu Beginn des Winters verlassen, andere dagegen vom hohen Norden zu uns kommen. Der Vogelzug sei gewaltiger als die größten Menschenwanderungen. Es würden Strecken bis zu 33 000 Kilometer zurückgelegt. Die Forschungsergebnisse von Professor Thienemann-Rossitten durch Beringung der Vögel haben so manches Rätsel des Vogelzuges gelöst. Wir kennen jetzt die Zugrichtung, die Brutstätten, die Winterquartiere und Zugstraßen der meisten Zugvögel. Wir wissen, daß sich der normale Vogelzug in etwa 400 Meter Höhe in Eil- und Schnellzugsgeschwindigkeit vollzieht bei einer Tagesleistung von 50—52 Kilometer. Der Grund für diese Wanderungen ist der in den Vögeln liegende Naturtrieb, der ihnen übernatürliche Kräfte verleiht. — Manche Rätsel des Vogelzuges sind bereits gelöst, doch manche harren noch der Lösung. — — Rauschender Beifall folgte den Ausführungen des Redners, und eine Reihe von Fragen, die Professor Dr. Pax gern beantwortete, zeugten von dem Interesse, das dieser Vortrag hervorgerufen hatte. — Schulrat Dwucet dankte dem Vortragenden. So könne nur sprechen, wer im Wunderlande der Natur heimisch sei, so könne nur begeistern, wer selbst begeistert sei. — Damit schloß der 1. Tag des Lehrganges.

2. Tag.

Am Morgen des zweiten Tages fuhren Professor Dr. Pax und der Leiter der Arbeitsgemeinschaft im Auto zum Boroschauer Teich „Zarawinietz", um für das am Nachmittag stattfindende Praktikum Material zu sammeln. Frl. von Tucholka-Boroschau hatte in liebenswürdiger Weise die Erlaubnis zum Durchstreifen des Boroschauer Geländes gegeben, auch ihre Beamtenschaft beauftragt, Professor Dr. Pax mit Rat und Tat zur Verfügung zu stehen. — Auch andere Teichgebiete des Kreises wurden noch aufgesucht. —

Während dieser Zeit nahm der Lehrgang im Hotel Potrz seinen Fortgang. Nachdem Lehrer Schäfer für den abwesenden Leiter der Arbeitsgemeinschaft den zweiten Tag eröffnet und den inzwischen eingetroffenen Kommissar für Naturdenkmalpflege für Oberschlesien, Herrn Professor Eisenreich-Gleiwitz, begrüßt hatte, sprach Mittelschullehrer Kosok über „Schulaquarium und Terrarium". Er widerlegte zunächst die Einwände, die man gegen die Einrichtung eines Aquariums und Terrariums erheben könnte und zeigte die leichte Instandhaltung dieser vorzüglichen Unterrichtsmittel. Das Aquarium schärft die Beobachtungsgabe, bietet viel Wissensstoff, gibt einen Begriff von einer Lebensgemeinschaft, fördert die Beeinflussung der Kinder in ästhetischer und ethischer Beziehung. Ausführlich zeigte nun der Vortragende, wie man Aquarien und Terrarien einrichte und sauber halte. — Nach einer Pause sprach Mittelschullehrer Kosok zur „Praxis des Schulaquariums und Terrariums". In diesem Teile seines Vortrages zeigte er die methodische Verwertung des Aquariums und Terrariums an praktischen Beispielen. Fische, Frösche, Insekten (Käfer, Libellen-, Eintagsfliegen-, Uferfliegen, Köcherfliegen-, Mückenlarven), Wasserskorpione, Wasserspinne, Krebse, Schnecken, Muscheln, Nesseltiere, Süßwasserpolypen geben eine große Menge von Beobachtungsmöglichkeiten und eine Fülle von Erkenntnissen. — An den Ausführungen erkannte man den langjährigen Liebhaber und Fachmann, dem reichliche Erfahrungen zur Seite stehen. Der Bei-

BIBLIOTEKA 90

Teilnehmer beim Zoologischen Lehrgang.

1. Universitätsprofessor Dr. Pax, Frl. Maschke-Breslau, Frl. Gutowski-Rosenberg,
2. Leiter der Arb.-Gem. Hauptlehrer Wilk-Paulsdorf,
3. Vorsitzender des Kreislehrerrats Lehrer Schäfer Rosenberg.

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000949560
II 137431/0/1930
Pracownia Śląska